12

Landesbibliothek
Coburg

Coburger
Landes-
Bücherei

Coburger
Landes-
Bücherei

Wanderungen und Schicksale

des

Pater Abilgard.

Von

F. L. Lindner.

Drittes und letztes Bändchen.

Leipzig,
bey Roch und Compagnie.
1800.

Wanderungen und Schicksale

des

Pater Abilgard.

Von

F. L. Lindner.

Drittes und letztes Bändchen.

Leipzig,
bey Voß und Compagnie.
1800.

Erstes Capitel.

Die beyden Wandrer, der arme Mann und Abilgard, waren unter solchen Gesprächen nach B. gekommen. Sie besuchten das Schauspiel, das unserm Freunde eine neue Welt eröffnete. Es wurde Julius von Tarent gegeben. Die Schauspieler befriedigten noch lange nicht die bescheidenste Erwartung des Kenners, aber das Große, Herrliche, das der Dichter in Fülle seinem Werke verliehen, rührte tief, auch von dem ungeschicktesten Organ ausgesprochen. Die Nebeneinanderstellung zweyer widersprechender Charaktere, die unglücklicherweise in einem Punkte zusammentreffen, und durch das gewaltsame Aufgeboth ihrer Kräfte den Sturz eines edeln Fürstenhauses, dessen Stützen sie seyn sollten, bewürken, wobey das

Glück von Tausenden zertrümmert wird; — die großen Züge, mit welchen Liebe und Ehrgeiz gezeichnet sind; der erschütternde Contrast zwischen der zärtlichsten Empfindung und dem brennenden Thatendurst; — die sanfte Blanka, der rasende Guido, und der edle Fürst, der seine große Bestimmung, die Gerechtigkeit zu leiten, mit dem Morde seines eigenen Sohnes erfüllt und beschließt; — alle ächt tragischen Größen des ersten deutschen Trauerspiels, wie hätte Abilgard für sie unempfindlich seyn sollen? So schülerhaft seine Beurtheilung des Kunstwerkes seyn mochte, der Eindruck desselben auf seinen Geist war groß und außerordentlich. „Du hast nichts gekannt, sagte er „sich, nichts erfahren; und du wolltest klagen, und die unbedeutenden Zufälle, die bisher mit dir spielten, wie göttliche Kräfte anstaunen? Hier ist Menschheit, Leidenschaft, „und das allmächtige Schicksal, das wie eine „glühende Kugel durch die geordneten Reihen „menschlicher Entwürfe walzt. O daß ich winseln konnte über Unglück und Verkanntseyn, „wo ich nur Verdruß über die Unbedeutenheit

„hätte empfinden sollen, die die unendlichen „Kräfte meiner Seele in Schranken kindischer „Wünsche und Hoffnungen einengte. Hinaus! „hinaus in die Welt. Wirf die Ketten ab; „werde wieder leicht. Stürze dich in den „Ocean des Lebens, und kämpfe mit den Wellen, „bis du, wie Alles, am Felsen der Nothwen„digkeit zertrümmerst."

Abilgard war allein aus dem Schauspielhause gegangen, und erwartete in der anstossenden Allee den armen Mann, der sich auch bald einfand. Der Jüngling war zu voll in seinem Herzen, um den Empfindungen einen Ausbruch durch die Sprache zu versagen. Er ergoß sich in enthusiastischer Bewunderung des Schauspiels. Der arme Mann sagte ganz ruhig: „Ja, wer ein Held werden „kann, wird kein Geschichtschreiber." „Gut, der Held zerreißt die Schrift, und übt „die That. Aber glauben Sie wohl, daß ein „Mensch thörigt genug seyn kann, sich zu fra„gen, ob er sich zum Helden oder Geschicht„schreiber machen soll?"

„Ich glaube, daß es Pflicht ist, zu fra„gen,“ sagte Abilgard.

„Sinnet, soviel ihr wollt, fuhr jener fort, „ihr werdet nichts ersinnen; ihr müßt dem „allgemeinen Zuge folgen. Daß ihr es ja „nicht wagt einen Schritt aus der engen Bahn „der Nothwendigkeit zu thun! Eine Waage „hängt vor dir; in der einen Schale liegt „ein Bild der Phantasie, mit frischen schönen „Farben gemahlt; in der andern ein alter „verrosteter Kelch, mit Wein angefüllt, der „deinen Durst zu löschen verspricht, aber du „darfst ihn nur tropfenweise genießen, und „am Ende bleibt dir keine Zeit nach dem Bilde „zu sehn. Du denkst vielleicht nicht mehr „daran. Was hast du nun vor der Pflanze „voraus, die mit Schwülen ihre Wunden „überdeckt?“

„Sie bezweifeln die Freyheit?“ fragte Abilgard.

„Kein Zweifel, junger Mann; in dem „Innern meines Bewußtseyns steht es geschrie„ben, daß der Kreis unsers Denkens, Wir„kens und Genießens vor unserm Willen

„begrenzt wurde. Ob wir rechts oder links „in dieser Allee gehen, ist durchaus gleich„gültig, und darum steht es in unsrer Will„kühr. Aber ob Sie ein Held oder ein Ge„schichtschreiber werden sollen, darüber fragen „Sie ja nicht Ihren Willen; seine Antwort „ist der Syrenengesang der Eitelkeit."

Abilgard blickte ihn an mit Staunen, und war im Begriff zu fragen, wer ihm die Einsicht gegeben in Seelen zu lesen, als dieser schnell fortfuhr: „Natur und Schicksal „spielen mit uns. Frage nicht bey dir, frage „diese Götter, was du zu thun hast, wenn „du durchs Leben eine neue Straße wandern „willst."

Du bist schon wieder verrathen, dachte Abilgard. Was wollen diese heimlichen Geister, die dich auf allen Wegen verfolgen, während du vergebens ihrer Leitung dich zu entziehen strebst?

„Es ist Zeit nach Hause zu gehn," sagte „der arme Mann: „ich würde mich zu ihrem „Schlafgesellen anbieten, wenn es nicht gegen „meine Grundsätze wäre, mit irgend jemand

„in einem Zimmer zu schlafen. Im Dunkeln „sind alle Menschen Diebe.“

Diese Aeußerung stand gegen die Kleidung des Mannes in so comischem Contrast, daß Abilgard ein gutmüthiges Lächeln nicht ganz verbergen konnte.

„Ich verstehe, sagte jener, aber ich ant„worte nicht darauf. Nach längerem Um„gang führte ich Sie dorthin, wo Sie diese „Maskerade verstehn lernten. Ihr Nahme „ist mir gleichgültig“ — er schwieg einen Augenblick und fuhr dann weiter fort — „ob „schon ich Sie kenne und der Frage darnach „überhoben seyn kann. Sie staunen? Jun„ger Mann, man muß viel erfahren haben, „um den Zusammenhang, der in unsern Schick„salen liegt, auch nur zu errathen. Aber so „gewiß die großen Begebenheiten, die gegen„wärtig Europa in Gährung bringen, von „einem leitenden Verstande, wie Glieder einer „Kette aneinander gereiht seyn und werden „können, so gewiß hat alles, was uns begeg„net, einen Zweck, der mit unsrer individuellen

„Bestimmung in naher Beziehung steht. Nur „das Auffinden und Componiren ist unser. „Warum ist Julius von Tarent ein so vollen„detes Werk, als weil die Motive der Bege„benheiten in einer sichtbaren nothwendigen „Reihe aneinander hängen? Eine organische „Schöpfung — ist hier jeder einzelne Theil „nur um des Ganzen willen da, obgleich er „für sich eine vollendete ganze Schönheit „ist. So in der Kunst, dem Bilde des „Lebens, das nur darin vom wirklichen „verschieden ist, daß hier alle Gestalten und „Farben schwankend und zerflossen angedeutet „sind, dort aber nur richtige und feste Umrisse „gelten. — Das Umfassen, die Art, wie sie „die Gegenstände ergreifen, unterscheidet die „Menschen; den rohen ergötzt ein abwech„selndes Spiel von Zufällen und Handlungen; „den verständigen zieht auch das einfachste „Schicksal an, wenn er darin ein geschloßnes „Ganze erblickt. Ob wir Helden oder Ge„schichtschreiber sind, ist vor dem Auge der „Weisheit gleich, — der eine schreibt mit Blut, — der andre — wir wissen es. Um

„die Wahrheit, für die beyde ihr Leben ver„wenden, ist es uns nur zu thun."

Abilgard, den einige Umstände in seinen bisherigen Schicksalen zu dem Glauben berechtigt hatten, er würde von geheimen Aufsehern beobachtet, nahm aus dieser Rede die gewisse Ueberzeugung, der arme Mann sey ein Abgeordneter der verborgnen Männer, die nun einmal, aus Gott weiß welchen Bewegungsgründen, ihn nicht aus den Augen lassen wollten. Daß seine geheimsten Gedanken, fast im Augenblick des Entstehens, errathen wurden, war ihm nicht mehr neu, und so schloß er denn, daß jedes Wort des verkleideten Unbekannten nur in individueller Beziehung auf ihn gesagt wäre.

Es ist indessen wahrscheinlich, daß er in einem wie in dem andern sich irrte. Da der arme Mann früher als Abilgard hier gewesen, so konnte er ihm nicht nachgeschickt seyn; und um seine geheimsten Gedanken zu errathen, bedurfte es gerade keiner außerordentlichen Mittel. Er war von jedem neuen Gedanken,

jedem edlern Gefühl gleich so ganz durchdrungen, daß er sich bald verrieth, indem nur zu oft das Herz ihm auf den Lippen schwebte. Dem Menschenkenner, dem Bettler, konnte es nicht schwer fallen, in dem Augenblick, da Abilgard sich in enthusiastische Lobeserhebungen des Trauerspiels ergoß, — alles zu sehn, was etwa noch verhüllt in seiner offenen Seele zurückblieb, und was Abilgard nicht gesagt zu haben glaubte.

Eben so möglich, und vielleicht noch möglicher ist es, daß der Mensch, der eben nicht geneigt schien, sich selbst klar hinzustellen, seine dunkeln Sentenzen ohne alle Beziehung auf Abilgard, ganz allgemein und in sich vertieft, gesagt habe. Wenigstens scheint dies aus seiner Antwort zu erhellen. Als Abilgard, der sich freylich für verrathen hielt, dennoch es nicht eingestehen wollte, sagte: „Ich „finde Wahrheit in Ihren Meinungen, nur „ist mir die Folge und das Ziel Ihrer Ge„danken noch nicht klar;" — so antwortete „jener: „Dafür bewahre sie auch der Himmel.

„Sie müßten Ihre Persönlichkeit verliehren,
„und in Aberglauben über mich verfallen."

Das Räthselhafte, womit das Gemüth dieses Mannes umgeben schien, zog Abilgarden unwiderstehlich an sich, um so mehr, da, wenn er sprach, eine fast übermenschliche Ueberzeugung, von der Wahrheit seiner Vorstellungsart, aus einem hellen Auge strahlte.

Am andern Morgen, als Abilgard ihn im Gasthofe aufsuchte, erfuhr er, nicht ohne Bedauern, daß er frühe abgereist sey. Der Wirth erzählte, er kenne den Mann seit mehrern Jahren, indem er jeden Herbst diese Straße zu bereisen pflege, und sich gewöhnlich ein paar Tage bey ihm aufhalte. „Man erzählt sich allerley von ihm," fuhr der Wirth fort, „aber „die Leute sind in ihren Aussagen nicht einig. „Manche halten ihn für einen Spion; andre „sagen, er habe vor vielen Jahren einen Men„schen todt geschlagen, und besuche nun als ein Büßender jährlich das Grab des Ermordeten. Man ist ihm heimlich auf seinen Wegen gefolgt, und alle stimmen darin überein,

daß er sich in die dichtesten Stellen des Thüringer Waldes verliehre, wo ihn auch niemand je darin aufgefunden."

„Woher kömmt er?"

„Das weiß ich nicht, da er bey mir nur auf der Rückreise einkehrt."

„Warum mag er wohl als Bettler gekleidet seyn?"

„Das geschieht nicht immer; ich habe ihn schon in Offiziersuniform, in Mönchshabit, als Bergmann und als Jäger bewirthet. Arm ist er nicht, denn er bezahlt, was ich fodre, und meine Leute erhalten allemal ein gutes Trinkgeld."

„Sollte es nicht möglich seyn, seinem gewöhnlichen Aufenthalt auf die Spur zu kommen?"

„Schwerlich. Sein Vaterland, glaube ich, ist die Schweiz; in Spanien aber hat er die größte Zeit seines Lebens zugebracht."

„Woher wissen sie das?"

„Vor kurzem starb am benachbarten Hofe ein Graf, der ganz Europa durchreist war.

Auch in meinem Gasthofe habe ich die Ehre gehabt ihn zu bewirthen. Dieser erblickte einst hier im nämlichen Zimmer diesen Mann; beyde schienen nicht wenig überrascht. Der Graf schloß sich mit ihm ein, wo sie einige Stunden, oft sehr leise mit einander sprachen. Der Herr Graf reisten später ab, und äußerten: „Wir sind alte Freunde; in „Spanien haben wir manches Abentheuer mit einander bestanden.“ Weiter habe ich nichts von ihm erfahren.“

„Wie hieß der Graf?“

„Graf von Bornstein, Oberkammerherr am ***schen Hofe.“

Abilgard ging nachdenkend auf sein Zimmer. „Warum, sagte er, hat der junge Graf Bornstein nie diesen seltsamen Menschen gegen mich erwähnt?“

Das konnte sehr natürlich zugehen, vielleicht kannte ihn der junge Graf nicht; aber Abilgard ahndete einen Zusammenhang der Schicksale jenes Mannes — vielleicht mit den seinigen: hatte er doch nicht undeutlich dar-

auf hingedeutet. Abilgard wünschte seine Spur aufzufinden, ihm zu folgen, Aufschluß über mancherley, das er selbst sich nicht deutlich sagte, von ihm zu erhalten; allein seine Mühe war vergebens, niemand wußte etwas von ihm anzugeben.

Zweytes Capitel.

Das Schauspiel fesselte Abilgarden durch den Reiz der Neuheit zu sehr, um B. sogleich zu verlassen. Doch bald sah er sich in ganz andre sehr wichtige Verhältnisse verwickelt, die ihm die Fortsetzung seiner Reise unmöglich machten.

Die Stadt war, bey aller Kleinheit, nicht ohne Interesse für die Franken. Als Residenz eines Fürsten, der ein erklärter Anhänger jedes üppigen Genusses war, erblickte man hier ein ziemlich starkes Aufgeboth von Kräften des Landes, um die Sinne genuß-fähiger oder genuß-gieriger Menschen zu reizen. Der Fürst war gereist, und wollte mit Geschmack leben; dazu gehörte vor allen Dingen eine Maitresse, die bald gefunden wurde, und seit ihrer Erscheinung am Hofe zu dessen Glanz,

und zur Belebung der Stadt gewaltig viel beytrug. Jedermann sprach laut mit Entzücken von ihrem Geiste und ihrem guten Herzen; nur wenige bedenkliche Männer nannten sie mit einem Nahmen, den wir ihnen nicht nachsagen wollen. Ohne allen Widerspruch aber galt die Ueberzeugung, daß sie ein Wunder von Schönheit sey. Ueber ihren Verstand waren, im Stillen, die Partheyen getheilt; beym Lichte besehen betraf indessen der Streit darüber eine philosophische Distinction. Sie hatte die, zeither gut administrirte Regierung, zu sprengen, und die ersten Stellen mit ihren Kreaturen zu besetzen gewußt, daher konnte man ihr wenigstens List und Schlauheit nicht absprechen. An die Meynung einiger Weisen des Landes aber, daß der ächte Verstand nie der heiligen Natur des Menschen widerspräche; daß er wirke, aber nur durch Klarheit, womit er die dunkeln Geburten des Lasters und der Intrigue blende, damit sie die gestohlnen Augen wieder verliehren; — um diese Meynung glaubte sich Franziska um so weniger kümmern zu dürfen, da sie unum-

schränkte Gewalt über den Willen, und, was oft viel besser war, über das Geld des Fürsten besaß. Sie durfte nur Eine — Grille, wie sie es nannte, an ihm schonen, — es war die unbändigste Eifersucht, — so konnte sie thun, was ihr beliebte. Unter der Bedingung, daß sie ihn immer und allein lieben wolle, hatte der Schwachkopf sich unterworfen. Das war indeß ein beschwerlicher Artikel für die junge feurige Franziska, da der Fürst bald ein halbes, und sie noch kein Viertheil Jahrhundert zurückgelegt hatte. Sie wußte aber ihre Rolle mit solcher Gewandtheit zu spielen, daß sie, bey jedem möglichen Verdacht des Fürsten, das ganze Land, immer nur einen einzigen Menschen ausgenommen, zum Zeugen ihrer Unschuld auffordern konnte. Dennoch war es ihr oft sehr beschwerlich, daß Se. Durchlaucht von irgend einer Seite so entzündbar wären; sie hätte den ganzen Menschen gern zum Eiszapfen gemacht, der nur in ihrer schönen weichen Hand ad libitum aufthaue.

— Die Verhältnisse und Intriguen des Hofes waren ziemlich allgemein im Lande

bekannt, man sprach aber, wenigstens in der Residenz, durchaus nichts Nachtheiliges von den kleinen Erdengöttern. Besonders gegen Fremde betrug man sich im höchsten Grade vorsichtig; denn Franciska hatte überall ihre Spione. Das wußte man, daher war es leicht, ihre Freundschaft zu erwerben: man durfte nur sie und ihre Anstalten loben. Dem Ausländer erschwerte dieser Umstand die nähere Bekanntschaft mit dem Hofe. Allein da jeder Adliche mit Freuden zur Cour gelassen wurde, so war es dem Manne von Erfahrung wiederum sehr leicht, seine Augen bey dem Flimmern des unächten Goldes ungeblendet zu erhalten. Unserm jungen Freunde gingen beyde Eigenschaften, Adel und Erfahrung, bis jetzt noch gänzlich ab, und es war sehr natürlich, daß, beym Anschauen der öffentlichen Vergnügungen des Hofes, er sich eine größere Vorstellung machte, als der Wahrheit gemäß war.

Die Winterlüstbarkeiten hatten hier früh ihren Anfang genommen. Die wirklich schöne Natur, die diesen kleinen Thron umgab, war

schon viel zu alt; die Landpartien machten den Hofleuten die tödtendste Langeweile, besonders da die schöne Franciska, die jedem Zirkel, jedem Vergnügen erst Leben gab, auf dem Lande oft auf den Einfall gerieth, die unschuldige Schäferin zu spielen. Niemand durfte sich ihr nahen, wenn sie in der dichtesten Stelle des Waldes, wo sie eine schöne Einsiedeley erbaut hatte, sich, ihrem eignen Ausdruck gemäß, mit ihrem Geiste in der Einsamkeit unterhielt. Dabey geriethen aber alle Räder der geselligen Unterhaltung in Stocken. Die tyrannische Franciska wollte durchaus, daß jedermann ihrem Beyspiele folgen und sich an sich selbst begnügen sollte. Das war von Courtisanen zu viel gefodert. Dennoch wurde im Aeußern, wie gewöhnlich und billig, auch diese stille Etikette beobachtet. Herren und Damen suchten die unbesuchtesten Wege, und es war nicht ihre Schuld, wenn den ersten ein blühendes Bauermädchen, und den Damen ein ungeschwächter Jüngling ohne Ahnen entgegenkam, bey deren Anblick sie den Hofton vergaßen, und sich in eine natürliche Unter-

haltung mit ihnen einließen. Solch ein glücklicher Zufall söhnte sie denn sehr bald mit dem Einfalle Franciskas aus; ja sie glaubten dann erst in den Geist desselben einzudringen. Denn, wir müssen es gestehn, so klein dieser Hof war, in gewissen Punkten gab er dem größesten nichts nach. Ueber erworbne künstliche Schätze mußte er sich manches Gelüsten vergehn lassen; den natürlichen Reichthum, der mit uns gebohren wird, glaubte er uneingeschränkt verschwenden zu dürfen. — Aber was sollten die Verarmten thun? Ihnen war es erwünscht, daß Franciska erklärt hatte, sie werde in diesem Jahre das Land nicht wieder besuchen, und so wenig man sich auch auf diese Erklärung verlassen konnte, so mußte man sie doch als einen Wink ansehn, daß die bestellten Freuden des Winters ihren Anfang nehmen sollten.

Ein junger Mann, der mit Abilgard in demselben Gasthof wohnte, hatte sich zu ihm gesellt, und Abilgard fand Geschmack an ihm. Sie besuchten gemeinschaftlich die Concerte, und das Theater. Der Fremde schien nicht

ohne Kenntnisse, er hatte nur die sonderbare Gewohnheit, gewöhnlich das Gegentheil von dem zu sagen, was er dachte. Er lobte daher alles, was er hier sah, obgleich er sich im Grunde heimlich über den Hof lustig machte. Abilgard nahm gutmüthig alles wörtlich, und ward dadurch nicht selten in seinem Urtheile irre geleitet. Denn er hielt ihn für einen ausgezeichneten Kopf, dem er gern ein Uebergewicht über sich zugestand. Der junge Mann, der sich seit einigen Tagen in B., unter dem Nahmen eines Herrn von Cortes, aufhielt, war von einer benachbarten Universität, wo er studirte, gekommen, um die Herbstferien hier zuzubringen. Er sprach viel von seiner genauen vertrauten Bekanntschaft mit den berühmtesten Gelehrten, und imponirte dadurch nicht wenig.

Es sollte in einigen Tagen ein Hofball gegeben werden. Abilgard bedauerte, nicht von Adel und dadurch von diesem Vergnügen ausgeschlossen zu seyn. „Seyn Sie ruhig, sagte Cortes, hier gilt nicht das Seyn, nur der Schein. Sehn Sie, lieber Freund, ich bin

ein Graf, aber ich lebe hier als bloßer Edelmann, weil ich dem Fürsten es nicht weiß machen will, daß ein Reichsstand sich an seinen Spåschen ergötzt. Sie können es grade umgekehrt machen. Lassen Sie uns nur einen schönen Nahmen aussinnen, und sie sollen bald mehr werth seyn, als ein Vicariatsgraf.

Abilgard weigerte sich in diese Standeserhöhung zu willigen, unter andern auch aus dem Grunde, weil die Entdeckung ihn nothwendig in den Augen des Hofes lächerlich machen müßte.

„Damit hat es gar nichts auf sich, antwortete Cortes, es ist nicht gar lange her, als der Fürst einen Kammerherrn nach * * * (er nannte die Universität, wo er studierte) schickte, und einige artige Studenten, die gut tanzten, zu einem Balle einladen ließ. Sie wurden gebeten, sich insgesammt für Barone auszugeben, weil man das Fest gerne brillant machen wollte, wozu denn natürlich fremde Cavaliere unentbehrlich waren. Sie sehn hieraus, daß Sie nichts wagen. Geben Sie sich für einen Kurländischen oder Livländischen Edelmann

aus; wenn Sie nur lügen und prahlen können, und dann und wann grobe Unwissenheit blicken lassen, so zweifelt kein Mensch an Ihrer Herkunft, und um so weniger, je öfterer er diese Herren kennen zu lernen Gelegenheit hatte."

Abilgard ließ sich es gefallen, indem er nur kurze Zeit hier zu bleiben dachte, und nicht leicht fürchten durfte einen Bekannten anzutreffen.

Cortes erkundigte sich beyläufig nach dem Zustand, in welchem Abilgards Casse sich befände, und da er sie nach seiner Meynung gut bestellt fand, übernahm er sogleich die Anordnung aller nöthigen Anstalten. Eine Menge Handwerker wurden dabey in Thätigkeit und Verdienst gesetzt. Dem Grafen incognito war nichts gut genug, was der Pseudograf an Kleidungsstücken besaß; sie waren zwar simpel und fein, wie aus der Garderobe eines Engländers, aber überall fand sich etwas, das nicht für den Hof paßte. Abilgard wagte es nicht, Einwendungen zu machen, obgleich seine

Casse eine unverhältnißmäßige Verminderung leiden mußte.

Den Morgen vor dem Ball war Cour. Herr von Cortes, der sich stolz wie ein Kaiser fühlte, führte seinen neugebacknen Grafen beym Fürsten ein. Er selbst war schon präsentirt, und präsentirte unsern Abilgard unter dem Nahmen eines Grafen von Tellheim. Der Fürst, der sich wie ein gebildeter Mann zu betragen gelernt hatte, empfing ihn mit vieler Artigkeit. Er erkundigte sich nach dem letzten Aufenthalt des Grafen, und da dieser Dresden (von welchem Hofe er durch die Baronesse von Tautenberg mancherley erfahren hatte) nannte, zeigte der Fürst eine genaue Bekanntschaft mit dem Dresdner Adreßkalender. Von einigen Personen wünschte er Aufklärung zu haben, riß aber Abilgarden, der keine zu geben wußte, selbst aus der Verlegenheit, indem er die Antwort nicht abwartete. Abilgard fand Gelegenheit, dem Fürsten etwas Schmeichelhaftes über seinen Geschmack in Anordnung der Gärten zu sagen, und ward darauf, als fremder Cavalier, zur Tafel geladen.

Abilgard überblickte in einem Augenblick, da er nicht gezwungen war zu sprechen, mit seltsamer Regung den großen bunten Haufen, der sich hier vor den rothen Augen des Fürsten, nach peinlicher Vorschrift, wie Puppen am Drath bewegte, und mit Ernst und Würde, wie die Damen mit Schminke, nur übertüncht war. Er erschrak vor sich selbst, da sich ihm das Hofleben, das er bisher als die reifste Frucht geselliger Humanität gedacht hatte, unter diesen lächerlichen Bildern und Carrikaturen darstellte. Aber diese Aufklärung über den wahren Gehalt der fürstlichen Umgebung tagte ihm nur einen Augenblick: Franeiska trat hervor. Und ihre Schönheit ergriff. So ward er in eine neue Dunkelheit gestoßen, aus der ihm Franciska mit tausend Lichtern, wie eine plötzlich erscheinende Erleuchtung, entgegenblitzte. Sie ward sogleich von unzähligen Verehrern umgeben; Opfer und Gebeth, nur in einer neuen Sprache, brachte man ihr, wie einer Gottheit des Alterthums. Der gesternte Fürst stand neben ihr, wie ein Planet neben der Sonne. Alles

schien um ihrentwillen da, und selbst das Häßliche der andern verlohr seinen unangenehmen Eindruck, weil es Franciska erheben half. Abilgard glaubte mit einemmal Ordnung und Bedeutung und Werth in dem nämlichen Saal zu erblicken, wo ihm kurz vorher nur arrogante Armseligkeit entgegengeflimmert hatte. Er verhehlte sich nicht, daß der Fürst ein Mann von Geschmack sey. Ein Hofmann machte die Bemerkung, Franciska habe die Brillanten nur um des Contrastes willen angelegt, damit ihre schwarzen Augen desto heller blitzen möchten. Diese grobe Schmeicheley fand Abilgard nicht ganz unwahr; denn wirklich konnte man nicht schönere Augen sehn. Er ward der Dame vorgestellt, aber nach wenigen unbedeutenden Worten, und nach einem sehr flüchtigen, doch, wie Herr von Cortes bemerkt haben wollte, nach einem gnädigen Blick entlassen.

Abilgard saß während der Tafel neben dem Fürsten. Dieser hatte ein Steckenpferd, das er jedem neuen Menschen vorritt, um auszuforschen, ob der Fremde etwa fähig sey seine

Reitkunst zu bewundern. Es war dieses seine angebliche Liebe zu den Wissenschaften, und nahmentlich zur Botanik, zur Philosophie und zur Physiognomik. Seine botanischen Kenntnisse erstreckten sich freylich nicht viel weiter, als daß er die Nahmen von etwa hundert und funfzig Pflanzen wußte, und einige gefühlvolle Stellen aus dem Rousseau auswendig gelernt hatte; seine Philosophie aber bestand in einem großen Haufen ungeordneter, oft sich widersprechender Gemeinplätze, mit denen er sich jedoch in jede Lage zu finden, und jeden Unfall zu ertragen wußte. Man traute ihm Verstand und Seelenstärke zu, weil er mitunter zufällig schöne Sentenzen recht geschickt anzubringen wußte. Was seine Physiognomik betrifft, so werden wir vielleicht bald ein Beyspiel davon sehen.

Nach der Tafel erklärte der Fürst, der Graf Tellheim sey ein sehr feiner Kopf, ein junger Mann, der sich mit Nutzen in den vorzüglichsten Wissenschaften umgesehn, und der gewiß einmal eine bedeutende Rolle in irgend einem Staate spielen würde.

Dieses günstige Urtheil des Fürsten war das Signal für alle Höflinge, die Bekanntschaft des fremden Grafen zu suchen. Die armen Betrognen! Warum ist es so leicht, die größte politische Würde nachzuäffen? Und warum hat die Natur nicht jedem Bürgerlichen seinen Stand durch irgend ein mangelhaftes Glied bezeichnet? Dadurch könnte sichrer als durch alle Stammbäume die Reinheit einer Familie bewiesen werden.

Abilgard fand sich übrigens durch die Aufmerksamkeit so vieler vornehmen Herren nicht wenig geschmeichelt. Er schrieb diese Auszeichnung nicht seinem Adel zu, der ihn hätte demüthigen müssen; er ahndete vielmehr verborgne Talente in sich, die geübte Leute sogleich aufgefunden, und von denen er glaubte, er werde sie hier sehr leicht ausbilden können. Er beschloß daher, so lange als möglich von seinem neuen Stande zu vortheilen, und sich an diesem Hofe eine Zeitlang aufzuhalten.

Der Ball am Abend war, nach der lauten Aussage aller Anwesenden, sehr brillant. Abil-

gard war so glücklich, eine Quadrille mit der schönen Franciska zu tanzen. Sie warf ihm, während den kurzen Pausen, bisweilen freundschaftliche Worte zu. „Werden Sie bey uns nur erscheinen, um wieder zu verschwinden?“ fragte sie.

„Ich werde oft mit meinen Gedanken an diesem freudigen Orte verweilen, und nirgends ist man anders als in Gedanken,“ antwortete Abilgard.

Franciska. Auf die Art haben Sie gar nicht nöthig, von uns zu scheiden.“

Abilgard. „Würden Sie mir den Aufenthalt gönnen?“

Franciska. „In Gedanken, recht gerne!“

Abilgard fühlte sich am Ende des Tages sehr vergnügt. Er hatte sich so artig und gewandt betragen, daß der Herr von Cortes auf den Gedanken gerieth, er sey wirklich mehr, als wofür er sich ausgäbe; denn ihm hatte er sich als Kaufmann vorgestellt, wozu er durch die Furcht vor seinen unbekannten Freunden

bewogen wurde. Cortes theilte ihm seine Vermuthung mit, und da er nur mit einer lächelnden Miene antwortete, so ward jener um so mehr darin bestärkt. Sie fuhren in einem Wagen nach Hause, und Cortes machte dabey Plane, dem Fürsten selbst eine kleine Fete zu geben, um ihn desto gewisser zu täuschen. Abilgard schwieg, hoffte aber, daß es nicht zur Ausführung des Vorhabens kommen würde.

Drittes Capitel.

Adilgard erwachte am schönsten Herbstmorgen. Er war seit mehrern Tagen keine Stunde allein gewesen, der Herr von Cortes wich nicht von ihm; einem Gemüthe aber, das so lange in Stille und Innigkeit gelebt hatte, war die Einsamkeit Gewohnheit und Bedürfniß. Er benutzte den Augenblick, da der Schlaf seinen neuen Freund noch von ihm entfernte, um das Freye zu suchen. Feld und Wald, die er bald erreichte, blickten ihn an wie Freunde, die sich nach der Trennung wiederfinden; es schien ihm als nahten mit ihnen alle Gestalten der Vergangenheit. Mit den gewohnten Saiten ward sein Herz bespannt; die gewohnten Melodieen erklangen, aber die Gegenwart mit ihren Tönen contrastirte dagegen grell und

kreischend. Er wußte nicht, was er hier eigentlich suche. Dort stand er, in einer freundlichen liebevollen Umgebung, selbst eine offene klare Erscheinung; hier ward er nur geduldet, weil er sich in eine Thorheit, zu welcher er nicht einmal berechtigt war, verhüllte. Sein angenommener Stand machte ihn in seinen eignen Augen verächtlich; — und wie sollte es auch nicht? Er hatte die Lüge noch nicht bezahlt. Abilgard begriff nicht, warum er so willig dem Einfalle eines jungen leichtsinnigen Menschen sich hingegeben. Er durchlief in Gedanken noch einmal den gestrigen Tag, den Ball, um deswillen er die Rolle übernommen; er machte sich sogar das Vergnügen, das er empfunden hatte, zum Vorwurf.

Doch bald suchte er sich zu überreden, daß er in bedeutenden äußern Verhältnissen die Fehler seiner einsamen Erziehung abschleifen müsse, wenn er diejenige Bildung, von welcher er eine erhabne Ahndung mit sich umhertrug, und die er sich zu geben bestrebte, erreichen wollte. Sein angenommener Titel dünkte ihn die unschuldigste Lüge von der Welt. Sie

schadete niemanden, und konnte für ihn von so wesentlichen Vortheilen seyn.

So wechselte ein Anschein von Reue und Hoffnung in seinem Gemüthe, als ein armer Mann auf der Landstraße ihn um ein Almosen bat. Abilgard war in einem catholischen Lande erzogen worden, wo die Wohlthätigkeit ämsiger die Armen verpflegt. Ein Bettler machte daher lebhafteren Eindruck auf ihn, indem er in einem solchen Menschen einen Vorwurf gegen die Regierung zu finden glaubte.

„Sorgt euer Fürst nicht für die armen Leute?“ fragte Abilgard.

Der Bettler antwortete: „Ach mein Herr, der Fürst hat mich zum Bettler gemacht.“

„Wie das?“

„Vor etwa fünf Jahren, ritt die fürstliche Jagd über mein Feld, und that mir großen Schaden. Ich klagte darüber bey der Kammer, und erhielt den Bescheid, ich sollte nicht naseweis seyn, und hochfürstlicher Kammer mit dergleichen Lappereyen nicht ferner zur Last fallen. Nun war der Sohn des Herrn

Kammerpräsidenten mit bey der Jagd gewesen, und hatte eigentlich mir das Feld zu Schande geritten. Er schickte mir auch zwey Gulden, und damit mußte ich zufrieden seyn. Aber die Schrift, die ich eingab, hatte mir zwey Thaler gekostet. Was wollte ich thun, ich mußte schweigen. Drey Jahre hinter einander hatte ich nachher Miswachs, wobey ich selbst oft hungern mußte, Schulden machte, und keine Steuern und Gaben zahlen konnte. Da verkauften sie mir das Gütchen, und gaben mir einen Erlaubnißschein zum Betteln."

Abilgard ward erbittert. Er ließ sich den Nahmen und Wohnort des Mannes sagen, gab ihm ein reichliches Almosen, und versprach wo möglich ihn wieder in den Besitz seines Eigenthums zu setzen. Der Dank des überraschten Bettlers war durch seine einfache Natürlichkeit rührend für ein fühlendes Herz.

„O warum," rief Abilgard im Ton inniger Wehmuth aus, „warum sehen nur wir das Elend in der Nähe, und Fürsten, die allein helfen können, kennen es nicht? Ihnen

wäre es so leicht, Glückseligkeit um sich her zu verbreiten, so leicht durch bloße Gerechtigkeit; aber sie jagen oft den schalen eitlen Vergnügungen nach, und ihre Stellvertreter sind oft die Blutigel des Volks. Ist es möglich, daß sie ein Geschäft andern übertragen können, dessen Ausführung die einzige Glückseligkeit auf Erden ist? Ich will dem Mann wieder zu dem Seinigen helfen; der Fürst scheint zu fühlen; er soll erfahren, wie seine Stellvertreter schändlich mit seinem Willen umgehn."

Die Gelegenheit hiezu bot sich wie von selbst dar. Als Abilgard von seinem Spaziergange nach der Stadt zurückkehrte, begegnete ihm der Fürst, der auch so eben eine Promenade zu Pferde vollendet hatte. Abilgard hielt einige Blumen in der Hand, der Fürst glaubte sie zu kennen, stieg vom Pferde, und ging zu Fuß mit dem Grafen Tellheim durch die Allee. Wie froh waren Se. Durchlaucht, als Sie ohne Anstoß die lateinischen Nahmen der Pflanzen herzusagen wußten! Abilgard benutzte diese heitre Stimmung.

„Ich bewundere Ew. Durchlaucht, sagte er, daß Sie, bey der schweren Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen, noch Zeit aufzufinden wußten, diesen stillen Bewohnern der Schöpfung Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Und ich irre wohl nicht, wenn ich aus dieser Zuneigung gegen die Pflanzen den schönsten Züg eines wohlwollenden Herzens erkenne. So gern als Sie die Bekanntschaft der Blumen machen, eben so ämsig werden Sie die stillen, bescheidnen, ach und oft unglücklichen Menschen unter Ihren Unterthanen aufsuchen. Glückliches Land, wo die Liebe und Menschenfreundlichkeit des Fürsten jeder Noth nachforscht, wo er dem Anblick des Elends entgegengeht, und ihn nicht durch Barrieren von Höflingen zu entfernen sucht."

„Menschenwohl ist die erste Sorge eines Regenten, — da haben Sie Recht," sagte der Fürst.

Abilgard. „Die öftere Uebung der Wohlthätigkeit, das Gefühl, der Beschützer der Gerechtigkeit zu seyn, muß den Herrn eines Landes in seinen innern moralischen Ver-

hältnissen eben so sehr über gewöhnliche Menschen erheben, als er in politischer Hinsicht über uns steht."

Der Fürst, dem diese Sprache etwas neu seyn mochte, fühlte dabey eine Ahndung von der Erhabenheit seines Berufs, die ihn sonderbar überraschte. Er sah den jungen Mann an, der ihn scharf ins Auge faßte, und, trotz seiner fürstlichen Gewalt, dadurch in eine Art von peinigender Ohnmacht brachte. Der Fürst erholte sich aber sehr bald, und sagte mit angenommenem Ernst:

„Meine Unterthanen geben mir wenig Gelegenheit, diese Tugenden, die Sie schildern, zu üben; sie sind glücklich, gut und ruhig. Sehn Sie, darin liegt das ganze Geheimniß der Staatskunst: man wolle nicht zu viel thun. Da ich die Regierung antrat, versah ich es darin; ich bekümmerte mich um alles, und die Leute konnten nicht fertig werden mit Klagen. Jetzt bin ich weniger neugierig, und seitdem hat sich unglaublich schnell die Ruhe in meinem Lande ausgebreitet. Ich höre gar nichts mehr von armen Leuten, oder

von Bedrückungen. Darum also, die Privatangelegenheiten der Menschen sind ein Heiligthum, das die Fürsten nicht antasten dürfen."

Diese schiefe Ansicht sah einer Widerlegung der Meynung Abilgards ähnlich, aber sie sollte es nach der Absicht des Fürsten nicht seyn. Seine Rede bestand, wie gewöhnlich, aus Reminiscenzen einer politischen Schrift, die er vor einigen Jahren gelesen hatte.

Unser junger Freund ward warm, da er sich so mißverstanden fühlte, er wollte den Fürsten auf der Stelle widerlegen.

„Ew. Durchlaucht, sagte er, werden es meinem jugendlichen Eifer für das Glück der Menschen verzeihen, wenn ich freymüthig spreche."

„Das liebe ich sehr, fiel der Fürst ein, und möchte es gern jedem meiner Unterthanen durch ein Edikt anbefehlen."

Abilgard. „Solche Gesinnungen müssen Ihnen die Herzen Ihrer Unterthanen gewinnen. Ich darf also reden. Gnädigster

Fürst, Sie könnten diese Stunde zu einer der glücklichsten meines Lebens machen.

Der Fürst. „Wie das? Sie machen mich unruhig. Reden Sie. Eilen Sie.“

Abilg. „Ich bin fremd an Ihrem Hofe, kein persönliches Interesse, keine Neigung oder Abneigung gegen einen Ihrer Diener bestimmt mich, zu reden. Nur ein armer Mann, dem ich heute begegnete, und den Ihre Diener zum Bettler gemacht, hat mich an Ew. Durchlaucht abgesandt, Sie um Gerechtigkeit zu bitten.“

Der Fürst ließ sich die Geschichte umständlich erzählen, und da Abilgard geendet hatte, sagte er: „Ich werde mit dem Kammerpräsidenten darüber sprechen.“

Abilg. „Der Sohn Sr. Excellenz ist die erste Ursache, daß man dem armen Manne nicht wohl will. Ein einfacher Befehl von Ew. Durchlaucht würde hinreichen, ihn wieder in den Besitz seines Eigenthums zu setzen, ohne ihn der Gefahr neuer Verfolgungen bloß zu stellen.“

Der Fürst ward ein wenig unwillig, daß Abilgard sich mit seiner gegebenen Resolution nicht begnügen wollte. „Ich kann doch nicht um jedes Bettlers willen den Gang der Geschäfte ändern, oder neue Minister anstellen. Und was haben Sie für Grund, an der Redlichkeit meines Präsidenten zu zweifeln?"

Abilg. „Keinen, Ew. Durchlaucht, als daß Noth und Elend den verarmten Menschen viel zu schwer drücken, als daß er es wagen sollte den Mächtigern ungerechterweise anzuklagen. Und dem Manne, dessen Unglück ich Ihnen vortrage, sah man es an seinem mattgeweinten Augen, an seiner resignirenden Miene an, daß er unschuldig litt, daß ihm zu viel geschehen sey."

Der Fürst. „Seine Physionomie sprach für ihn? das will viel sagen. Da haben Sie Recht, sich für ihn zu interessiren. Ich hätte es auch gethan. Glauben Sie mir, die Physiognomik giebt meist schnellere Aufschlüsse in den verwickelten Rechtsfällen, als alle Pandekten und Institutionen in der Welt. Führen Sie mich zu dem armen Manne. Finde

ich sein Gesicht, wie Sie es beschrieben haben, so gebe ich Ihnen mein Wort, er soll mehr wieder haben, als er verlohren hat."

Abilgard, der des Fürsten Anhänglichkeit an Physiognomik nicht kannte, ward entrüstet, daß nicht die Gerechtigkeit, sondern ein albernes Vorurtheil, über das Glück eines Menschen entscheiden sollte, wäre es auch zu seinem Vortheil. Unbekannt mit der sogenannten großen Welt, und mit der Art, wie man Regenten regiert, war er im Begriff, dem Fürsten die Gefahr seines Grundsatzes, die Rechtssachen der Menschen nach ihrem Gesicht zu entscheiden, fühlen zu lassen, als dieser sich so bestimmt dafür erklärte, daß es die unverzeihlichste Unhöflichkeit gewesen wäre, ihm zu widersprechen. Abilgard wußte noch nicht, welchen Vorzug der Fürst vor vielen andern besitze, daß er doch irgend einen Grundsatz hatte, nach dem er regierte; daß es Selbstherrscher gäbe, die kein andres Gesetz als ihre augenblickliche Laune kennen, ahndete seine reine menschenfreundliche Seele noch nicht. Er hätte sich begnügen können, daß dem Bettler

geholfen werden sollte, aber die natürliche Wahrheit seines Gefühls lehrte ihn, daß es bey Menschenrechten weniger darauf ankomme, daß etwas geschehe, als aus welchen Gründen es geschehe. In diesem Fall war das Vorurtheil nützlich, in tausend andern mußte es verderblich werden. Minister und Höflinge würden ihn um dieser Gewissenhaftigkeit willen ausgelacht haben, denn darin ist der Weltmann vom Naturmenschen verschieden, daß jener den Schwächen andrer nachforscht, um sie zu nähren, und zu seinem Vortheil, zur Beförderung seiner Willkühr zu benutzen; dieser aber, um sie auszurotten. Wo blieben die Minister, wenn die Könige nicht fromm, oder baulustig, oder lüderlich wären; wenn sie nicht mehr mit Soldaten spielten, und zu denken anfangen wollten? Der unerfahrne — unentweihte — Jüngling hing noch mit aller Gluth des Gefühls an derjenigen Reinheit der Handlungsweise, die von den pragmatischen Geschichtschreibern des menschlichen Geistes und Herzens als ein ursprüngliches ewiges Gesetz in unserm Gemüthe dargestellt wird, —

dem keine Erfahrung widersprechen darf, — das aber leider durch Erfahrung meist an seiner Wirksamkeit verliehrt.

„Herr Graf speisen diesen Mittag mit mir!“ sagte der Fürst, und indem er Abilgarden verließ, ging er durch eine Seitenallee nach dem Schlosse zu.

Der Verdruß über das Vorurtheil des Fürsten machte, in dem Herzen Abilgards, bald einer angenehmern Empfindung Platz. Er glaubte etwas zum Wohl der Menschheit gethan zu haben; und da er es durch Einwirkung auf einen fürstlichen Willen gethan hatte, so bemächtigte sich durch eine schlaue Wendung der Eitelkeit ein erhebendes Bewußtseyn seiner Seele, das man königlichen Stolz nennen könnte, und das die Gegner der Freyheit und Gleichheit für einen Beweis ausschreien möchten, daß die moralische Verfassung eine ursprünglich im Menschen liegende Tendenz sey. — Mit dem Wunsche, sich am Hofe zu bilden, verband sich jetzt der stolze Wille, zu wirken, in der Seele des Jünglings, und der Gedanke, diesen Ort zu verlassen, ward

ihm immer fremder. Zu diesen innern Bestimmungen, die ihn festhielten, gesellten sich sehr bald auch äußere hinzu, deren eigentlichen Zusammenhang er nicht kannte, denen also seine Phantasie die angenehmste Deutung geben konnte.

Unter den Großen dieses kleinen Reiches, die sich mit natürlicher oder angenommener Freundlichkeit unserm Freunde näherten, waren auch Se. Excellenz der Herr Kammerpräsident von Bellrid, ein Mann, dessen Willkühr den Fürsten und das Land beherrschte, vor dem die Subalternen zitterten, dem jedermann gehorchte, außer Franciska, die, ohne daß er es sich gestand, ihn an seinen Posten gestellt hatte, und durch eine der seinen weit überlegene Schlauheit ganz nach ihren Launen zu lenken wußte.

Der Präsident hatte bald vom Fürsten die Geschichte des verarmten Bauern erfahren, und so unangenehm es ihm vielleicht war, daß ein andrer auch nur in der geringsten Kleinigkeit den Willen des Fürsten bestimmen könne, so hatte er doch diesmal gute Gründe seinen

Unwillen zu verbergen. Er machte den Fürsten aufmerksam, daß sich aus dem Interesse, das der junge Fremde an jenem Unglücklichen genommen, auf den Edelmuth seines Charakters schließen lasse; daß dem Staate viel solche Menschen zu wünschen wären, und daß die Großen nur darum so selten helfen könnten, weil ihre Unterbedienten egoistischen Begierden fröhnten, und sich wenig oder gar nicht um das Schicksal ihrer Nebenmenschen bekümmerten. „Noch seltner, aber um desto ehrwürdiger, sagte er, ist es, wenn Männer aus den höhern Ständen, wie der Herr Graf Tellheim, es nicht unter sich achten, auch den Bedürfnissen der Hütten nachzuspüren, und ihnen abzuhelfen trachten.“

Der Fürst. „Das Gesicht des Grafen hat mir im ersten Augenblick gefallen; ich wollte, er träte in meine Dienste.“

Bellrid. „Erlauben Ew. Durchlaucht, daß ich ihn hiezu bestimmen darf?“

Der Fürst. „Ich hoffe, Sie werden reüssieren; und ich danke Ihnen dann für ein brauchbares Subjekt mehr.“

An einem Morgen fuhr der Minister vor Abilgards Wohnung, und bat ihn sehr dringend, ihn auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Abilgard willigte ein. Unterwegs sprach Bellrid über Landesökonomie. Abilgard hatte auf Heimthal einige wirthschaftliche Kenntnisse gesammelt, die er jetzt ins Große anwandte, und manches sagte, das zur höchsten Zufriedenheit des Ministers zu gereichen schien.

Nach einer Stunde machte man in einem Dorfe halt. Man begab sich in ein Zimmer, das Abilgard für eine Gerichtsstube erkannte. der Minister gab dem Schulzen den Befehl, den Gregor Melzer zu holen. Abilgard ward von freudigem Erstaunen ergriffen, denn dies war der Nahme des armen Mannes, für den er sich beym Fürsten verwandt hatte.

Melzer erschien. „Se. Durchlaucht, sagte Bellrid, haben von eurer Noth gehört, und aus angebohrner Gnade erlassen Sie euch die rückständigen Steuern, und schenken euch zwey Acker, die euch vom Schulzen angewiesen werden sollen. — Weil ihr nun aber zu eurer

ersten Einrichtung mancherley brauchen wer-det, so haben Se. Durchlaucht mir aufgetra-gen, euch diese Summe mit der Versicherung zu überreichen, daß, wenn ihr mit Fleiß und besserer Ordnung als bisher, eurer Wirthschaft vorstehen werdet, noch mehr für euch gethan werden soll."

Melzer verstummte vor Ueberraschung und Dankbarkeit, aber seine Thränen, sein unsichrer Blick, der unter den Anwesenden umherirrte, als wollte er seinen Sinnen nicht trauen, dieser stumme Dank wurde nur von Abilgard, seinem ganzen Werthe nach, ge-fühlt. Der Minister wartete nicht so lange, bis der Bauer die Sprache wieder erlangte; man setzte sich in den Wagen und fuhr schnell davon. Bellrid hatte während seiner Rede an Melzer nicht vergessen, den jungen Gra-fen, vor dem er jetzt eigentlich groß thun wollte, zu beobachten, und Abilgards finstrer Blick, als er von der Gnade des Fürsten sprach, war ihm nicht entgangen. Da nun Abilgard anfangs im Wagen schwieg, wäh-rend der Minister unendliche Lobeserhebungen

erwartete, so ward er noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß der Graf nicht ganz mit ihm, oder vielmehr der Art, wie er sein Geschäft ausgerichtet habe, zufrieden sey. Fein, wie er war, errieth er indeß gar bald den Grund davon, und freute sich über die Entdeckung um so mehr, als es ihm jetzt leichter war, den gewissenhaften Schwärmer zu täuschen.

Der Fürst hatte dem Minister fast wörtlich seine Unterredung mit Abilgarden mitgetheilt. Jener war nicht aus Liebe zur Wahrheit so treu im Erzählen, er konnte sich überhaupt nie von Worten losmachen, und gab daher alles wieder in der empfangnen Form. Bellrid hatte sich es also wohl merken können, daß der Angeber die Wiedereinsetzung des Bauern in den Besitz seines Gutes nur als eine Gerechtigkeit, nicht aber als Gnade, ansehn mußte. Denn auf diesen feinen Unterschied ist niemand so aufmerksam als Staatsmänner. Wie leicht war es ihm also jetzt, in der Seele des jungen Menschen zu lesen.

„Es thut mir allemal wehe, sagte Bellrid, wenn mein Amt als Staatsmann mich zwingt, die natürlichen Empfindungen zu unterdrücken. Ich weiß, dem armen Melzer war hart begegnet, man hatte ihm sein Eigenthum entzogen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er ohne seine Schuld seine Pflicht als Staatsbürger nicht hatte erfüllen können. Meinem Herzen war es das lauteste Bedürfniß, zum Unglücklichen zu sagen: „Freund, euch ist zu viel geschehen." Aber der gemeine Mann ist leider noch zu eingeschränkt an Begriffen, um einzusehn, daß jede Regierung menschlichen Irrthümern unterworfen seyn dürfe, und daß sie alles gethan hat, wenn sie den erkannten Irrthum verbessert. Aber der Pöbel glaubt in den vernünftigsten Anstalten Ungerechtigkeit zu erblicken, sobald man es ihm einmal eingestanden, daß eine Regierung gefehlt habe. Darum muß leider der Staatsmann auch die Gerechtigkeit nur als eine Gnade des Fürsten darstellen."

Dieser eben nicht sehr bündige Schluß bewirkte indessen, was er bewirken sollte. Er

blendete den jungen Mann, der gutmüthig genug war, Bellriden zu bedauren, der bey einem so feinen Gefühl der rauhen Stimme bürgerlicher Pflichten folgen müsse.

„Ihnen aber, Herr Graf, fuhr Bellrid fort, bin ich den größten Dank schuldig, daß daß Sie mir Gelegenheit gaben, gerecht zu handeln. Ich würde mich glücklich schätzen, dürfte ich hoffen, daß Sie noch lange in diesem Lande verweilen werden; mit gefaßterem Muthe würde ich meinem Amte vorstehn, wüßte ich jemand, der so uneigennützig sich um das Glück meiner Mitbürger bekümmerte. Mein Freund sollten Sie werden, mein Gehülfe, meine Stütze. O verzeihen Sie meiner Wärme, wenn ich Sie bitte, bleiben Sie bey uns; nehmen Sie ein Amt an, das der Fürst Ihnen mit Freuden bewilligen wird. Wir brauchen solche Männer. Es ist grade eine Stelle offen, wobey Ihre Menschenfreundlichkeit sich ganz an ihrem Platze finden würde. Es ist eine wohlthätige Stiftung im Lande, die seit einiger Zeit vernachläßigt worden; der Fürst hat beschlossen sie wieder in

Aufnahme zu bringen. Lassen Sie sich die Direction derselben übergeben."

Dies Anerbieten kam Abilgarden zu unerwartet, als daß er in der Ueberraschung gewußt hätte, was er antworten, wozu er sich entschließen sollte. Bellrid bemerkte dies, und half ihm aus der Verlegenheit. „Jetzt keine Antwort, sagte er, prüfen Sie, überlegen Sie ruhig, mit Muße.

Er brachte Abilgarden bis an seine Wohnung, wo eine Ueberraschung ganz andrer Art ihn erwartete.

Viertes Capitel.

Abilgards neuer Freund, der Herr von Cortes, war mit ihm auf einen völlig ungezwungenen vertrauten Fuß umgegangen. Abilgard hatte zwar manches Geheimniß vor ihm, dennoch verhehlte er ihm nicht, wie zuvorkommend er vom Fürsten sowohl, als vom Präsidenten, behandelt werde. Darüber schien Cortes sehr herzlich sich zu freuen, welches Abilgard für ein Zeichen aufrichtiger Freundschaft und Theilnahme hielt. Er behandelte ihn daher auch wie einen Freund, dem man vertraut. Sie wohnten in zwey an einander stoßenden Zimmern, die durch eine Thür Gemeinschaft hatten, welche anfangs verschlossen war, auf Cortes Antrieb aber geöffnet wurde, damit sie leichter zu einander kommen konnten. Als Abilgard jetzt auf sein Zimmer kam, und

zu Cortes gehn wollte, ihm von dem Antrag des Ministers zu erzählen, fand er die Zwischenthür verschlossen. Das war auffallend. Er klopfte, rief; niemand antwortete. Abilgard glaubte anfangs, Cortes habe heimlichen Besuch, wie dies schon einigemal der Fall gewesen; da sich aber durchaus gar nichts im Zimmer rührte, so nahm er an, Cortes sey ausgegangen, und habe aus ihm unbekannten Ursachen die Thür verschlossen. Vielleicht hatte er auch vorher Besuch. Ein andrer Umstand aber brachte Abilgarden auf ganz andre Muthmaßungen. Er hatte in der Eile, als der Minister ihn den Morgen abholte, vergessen, das Schreibepult, worin seine Börse lag, zu verschließen; er fand das Pult auch jetzt noch offen, und zwar etwas verändert: die Schiebلade, worin das Geld gelegen hatte, war völlig leer, anbey auch einige Papiere unordentlich durcheinander geworfen. Der erschrockne Abilgard rief sogleich einen Aufwärter. Dieser erschien mit einem Briefe in der Hand.

„Ist der Herr von Cortes nicht zu Hause?“ fragte Abilgard.

Der Aufwärter berichtete, daß er seit einer guten Stunde abgereist sey, und beykommendes Billet an den Herrn Grafen zurückgelassen habe. Abilgard öffnete es und las.

„Ich habe aus Ihrem Tagebuche gesehn, „lieber Freund, daß Sie noch von allerley „kindischen und empfindsamen Begriffen voll„gepfropft sind. Ich meine es gut mit Ih„nen, und will Ihnen die Augen öffnen: „Sorgen Sie nur für sich, und nicht für an„dre. Sie werden sonst noch oft Lehrgeld „zahlen müssen. Ich bin so frey, mich für die „Mühe, Sie in den Grafenstand erhoben zu „haben, bezahlt zu machen. Es kann Ihnen „an Geld nicht fehlen; die schöne Franciska „hat ein Auge auf Sie geworfen. Machen „Sie sich den Umstand zu Nutze."

„Sollten Sie auf den tollen Einfall kom„men, mir nachzusetzen, so wird es gar bald „mit Ihrer Grafschaft ein Ende nehmen, und „ich werde nicht ermangeln, Sr. Durchlaucht „bekannt zu machen, wie ein Krämergesell ihn „zum Besten gehabt. Uebrigens müßte es

„soll sich fügen, wenn Sie mich einholen oder „jemals auffinden wollten."

Abilgards erste Empfindung war schrecklich. Dennoch hatte er so viel Gewalt über sich, seine innere Bewegung vor dem Aufwärter zu verbergen.

Als er allein war, überließ er sich den tausend quälenden Gedanken, die diese Begebenheit in ihm hervorrief. Sich so von einem Menschen betrogen zu sehn, den er für seinen Freund hielt, dem er so willig Empfindungen der Freundschaft geweiht hatte, das war ihm eine neue gräßliche Erfahrung, die ihn mit Entsetzen und Abscheu durchschauerte. Und überdem ward durch diese Dieberey seine Lage in B. — im höchsten Grade drückend, und für seine Beförderung gefährlich. Daß ein Mann, der mit Fürsten in Verbindung steht, der Rang und Titel besitzt, von dem Gelde andrer leben könne, wußte er noch nicht. Den Dieb zu verfolgen, war unmöglich, wenn er sich nicht dem Gespötte und der Verachtung aller Hofleute blosstellen wollte. Was sollte er anfangen?

In Betrachtungen über dieses häßliche peinigende Schicksal vertieft, schloß sich Abilgard in sein Zimmer ein, oder wankte einsam durch die herbstliche Gegend, ohne daß er einen Entschluß fassen konnte. Aengstlich fühlte er sich zwischen Ehre und Noth, wie zwischen zwey Felsen, eingeklemmt; einer mußte weichen, oder er verharrte ewig in diesem Zustande. Es giebt für einen selbstständigen Menschen durchaus kein größeres Unglück, als eine solche Lage. Der Bösewicht hatte ihm nicht einen Groschen zurückgelassen. Wäre er nur im Stande gewesen seine Rechnung im Gasthause zu bezahlen, gern würde er dann seine glänzenden Verbindungen abgebrochen haben, um durch seiner Hände Arbeit sich in einem entfernten Winkel der Erde Brod zu verdienen. Aber wenn er auch an Kleidern genug besaß, um, wenn er sie verkaufte, seinen Wirth zu bezahlen, so schämte er sich doch seine Noth zu gestehn.

Um das Maaß seiner Leiden, und, wie er sie fühlte, seiner Demüthigungen voll zu machen, überbrachte nach einigen Tagen der

Schneider eine Rechnung, die Abilgard dem Herrn von Cortes schon längst bezahlt hatte; aber dieser edle Cavalier fand es besser, das Geld für sich zu behalten. Als der Schneider Abilgarden die Rechnung überbrachte, und mit hundert hochgräflichen Gnaden seine Zudringlichkeit entschuldigte, empfand dieser so tief seine Armuth, daß er wie versteinert da stand, und den Schneider mit einem so starren Blick ansah, daß letzterer, wie es schien, in Angst gerieth, es könne vielleicht mit dem Verstande des Herrn Grafen nicht ganz richtig stehn, und — mehr hieran als an Bezahlung der Foderung denkend — eiligst die Flucht ergriff, unten im Hause aber einen gewaltigen Lärm über die Tollheit des Herrn Grafen erhob. Er brachte durch seine schreckliche Erzählung, die mit vielen Zusätzen ausgeschmückt wurde, alles in Aufruhr. Der Wirth schickte nach der Wache, und ließ den Officier bitten, er möchte eiligst herbeyeilen, den tollen Grafen in Ketten zu legen. Der wachthabende Officier, der den Grafen öfters gesehn, und von der Gunst gehört hatte, in

welcher er bey Hofe stände, wagte es nicht, auf das bloße Begehren des Gastwirthes einen Mann von Stande zu arretiren. Er ließ den Vorfall seinem Obersten melden, der ebenfalls für seine Person nicht entscheiden wollte, sondern zum Fürsten eilte, Verhaltungsbefehle einzuziehen.

Unterdessen war der beherzte Aufwärter im Gasthause leise die Treppe hinaufgeschlichen, und horchte an der Thüre des Grafen, oder lauerte durch das Schlüsselloch. Der Schneider hatte Abilgard nicht so bald verlassen, als sich dieser zwar von seinem ersten Schreck erholte, doch aber über den schlechten Streich seines vermeinten Freundes von neuem in Aerger gerieth, und seinen Grimm in einigen lauten Worten ausstieß. Er ging dabey ängstlich und mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, ballte die Hände gegeneinander, oder breitete wehmüthig die Arme aus, als wollte er Hülfe erflehen. Darauf nahm er den Brief des verrätherischen Freundes, las ihn, und bey der Stelle, wo Cortes ihm Anleitung giebt, bey Franciska Geld zu verdie-

nen, empörte sich sein ganzes Innere. „Bey Franciska soll ich Hülfe suchen? rief er laut aus, welche niederträchtige, schurkische Zumuthung!“

Der horchende Aufwärter hörte nicht so bald den Nahmen Franciska, als sein voreilendes Urtheil sogleich den zureichenden Grund von des Grafen Verstandesverwirrung entdeckt zu haben glaubte. Sogleich eilte er hinunter und vertraute der versammelten Gesellschaft, dem Wirth, seiner Frau, dem zitternden Schneider, seinem Cameraden und einer Magd, das große Geheimniß unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Es verging keine Stunde, so war das Mährchen in der ganzen Stadt bekannt, und bald von den witzigen Köpfen zu einem vollständigen Roman ausgesponnen. Das Volk lief vor dem Gasthause zusammen, und hatte unverrückt die Augen nach den Fenstern des fremden Herrn gerichtet, den die Zauberin Franciska so gewaltig bezaubert hatte.

Abilgard, der auch nicht von ferne ahndete, wie schändlich das Gericht mit ihm um=

ging, war endlich, da sich kein Schneider mehr sehen ließ, und alle Exclamationen nichts halfen, ruhig geworden. Der Lärm auf der Straße zog ihn ans Fenster. Man sah es dem Pöbel an, daß ein ungewöhnliches Ereigniß seine Versammlung motivirt haben mußte. Adilgard öffnete also das Fenster, und fragte was es gäbe. Er erschrack nicht wenig, da alle Welt mit Fingern auf ihn wies, und einige ihm sogar, wie einem wilden Thiere, grinsend die Zähne wiesen. Er zog sich in die Mitte des Zimmers zurück und sann dem seltsamen Betragen dieser Leute nach; natürlich mußte er es unbegreiflich finden. Die wenigen Thaler, die er dem Schneider schuldig war, und die zu bezahlen er sich mit keiner Sylbe geweigert habe, konnten den Aufstand unter dem Volke unmöglich veranlaßt haben. Es mußte hier ein Misverständniß wirken, dessen Auflösung er geduldig abzuwarten beschloß.

Die Resolution, die der Fürst seinem Obristen gab, lautete dahin, daß letzterer sogleich zum Grafen fahren, und seinen Zustand un-

tersuchen sollte. Dabey sollte so viel als möglich alles Aufsehn vermieden werden. Er könne, um mehrerer Sicherheit willen, durch eine Hinterthür des Hauses einige Mann Soldaten anrücken lassen, um im Fall der Noth bey der Hand zu seyn. — Der Obriste, ein menschenfreundlicher Mann, trat ohne Geräusch, allein, in Abilgards Zimmer, und entschuldigte sich auf das höflichste, daß er unangemeldet zu ihm komme. Abilgard hatte den Mann öfters gesehn, und ihn wegen seines offnen, biedern Charakters, der deutlich in jedem seiner Worte und Mienen sich offenbarte, lieb gewonnen. Er äußerte also seine Freude über diesen Besuch, fragte aber doch, ob irgend ein Geschäft ihn herführe.

Der Obriste sah ihn eine Weile mit forschenden Augen an, und da er durchaus keine Spur von Verrücktheit oder gar Tollheit bemerkte, sagte er: „Ich komme um Ihrer selbst willen; man hat mir gesagt, Sie wären krank, sehr krank; und da ich weiß, daß Sie hier im Hause übel verpflegt seyn würden,

so wollte ich Ihnen mein Haus anbieten. Verzeihen Sie mir diese Zudringlichkeit."

Abilgard dankte herzlich für das freundschaftliche Anerbieten, versicherte aber, daß er sich vollkommen wohl befände.

Durch das Benehmen eines weniger vorsichtigen, weniger vernünftigen Mannes, als der Obriste war, hätte diese comische Geschichte vielleicht in die Länge gezogen und erst recht verwickelt werden können. Unter diesen Umständen ergab es sich bald augenscheinlich, daß hier ein Misverständniß, wenn nicht eine Kabale, im Spiel seyn mußte. So fein und delicat sich auch der Obriste benahm, so konnte er doch, als Abilgard nach der Veranlassung des Volksauflaufes fragte, ihm nicht länger die Wahrheit verhehlen. Abilgard wußte nicht, ob er dies Abentheuer lustig oder ärgerlich finden sollte, war aber sogleich mit dem Obristen einig, daß man der Ursache des Gerüchtes nachforschen müßte.

Sie gingen beyde hinunter in die Wohnstube des Wirthes, wo neben den Hausleuten

auch der Schneider und einige andere Bürger versammelt waren. Der Obriste fragte den Wirth, was ihn bewogen habe nach Wache zu schicken? Diesem mochte es jetzt erst einfallen, wie unvorsichtig er gehandelt, dem Bericht eines furchtsamen Schneiders sogleich Glauben beyzumessen, ohne selbst die Sache zu untersuchen. Ihm ahndete, er könne leicht einen sehr dummen Streich gespielt haben, und um sich der Verantwortung zu entziehen, gab er den Schneider als den allein Schuldigen an. Dieser hatte sich sogleich, als er Abilgarden hineintreten sah, in den äußersten Winkel zurückgezogen. Er ward hervorgerufen, und sollte bekennen. Nach langem unsinnigem Geschwätz, wobey ihm Abilgard selbst jede Lüge sogleich widerlegte, gestand er denn, er habe Se. hochgräfliche Gnaden für toll gehalten, weil sie ihn mit so großen und starren Augen angesehn.

Es entstand ein allgemeines Gelächter. Der Obriste machte dem unbesonnenen Menschen begreiflich, wie sehr er Ursache habe, den

Herrn Grafen um Verzeihung zu bitten; daß er sowohl als der Wirth von der Obrigkeit gestraft werden müßten, weil sie solches Lärmen gemacht, und die Bürgerschaft in Aufruhr gebracht. Er befahl ihnen beyden, sogleich hinauszugehen, und dem versammelten Volke sich selbst als Lügner vorzustellen. Der Wirth fand nicht für rathsam, diesem Befehl zu gehorchen. Der Schneider aber, in der Hoffnung alles wieder gut zu machen, lief sogleich hinaus, hielt eine pathetische Rede ans Volk, und versicherte, daß der Herr Graf bey vollkommenem Verstande, und nur ein Misverständniß an dem entgegengesetzten Gerüchte Schuld sey.

Diese Aussage wurde nicht sogleich geglaubt. Einige gaben laut ihre Meinung zu erkennen, daß der Schneider wahrscheinlich für empfangenes Geld also rede. Ein Bürger aber, der mit im Zimmer gewesen, und sich genau von den Umständen unterrichtet hatte, setzte die Albernheit und Strafwürdigkeit des Schneiders in das hellste Licht. Er

rieth, vermuthlich weil er ein Feind des letztern war, sogleich Rache an dem Schuldigen zu nehmen, und ihn als einen Verläumder öffentlich durch die Straßen zur Schau umherzuführen. Das Volk, das sich nicht umsonst versammelt haben wollte, willigte in diesen Vorschlag. Man umringte den Schneider, einige Possenreißer bekleideten ihn mit allerhand auffallenden Zierathen, und so begann die lächerlichste Prozession.

Unterdessen man schon durch ein paar Straßen gezogen war, hatten sich die Freunde des Schneiders versammelt, und gingen dem lärmenden Haufen mit tüchtigen Prügeln entgegen. Die gesammten Schneider hielten sich in ihrem Zunftgenossen beleidigt, sie vereinigten sich daher mit seinen Freunden, und diese contrerevolutionistische Parthey stieß an einer Straßenecke auf den triumphirenden Haufen.

Die Herbeygekommenen verlangten, der Schneider sollte ihnen ausgeliefert werden. Die andern wollten sich nicht dazu verstehn;

man ward handgemein. Erst nachdem mancher ein blaues Auge, oder einen geschwollenen Backen, oder einen gestreiften Rücken empfangen, erst nachdem mancher Schneiderblut verlohren hatte, eilte die Wache herbey, und trieb den lärmenden Pöbel auseinander.

Fünftes Capitel.

Abilgard hatte also, während seines kurzen Aufenthaltes an diesem Hofe, schon mancherley erfahren. Ein Glück für ihn, für seine künftige Weisheit vielleicht, daß er mit der Geldnoth, welcher selten ein Hofmann entgeht, so früh und so unverschuldet bekannt wurde. Und am Ende war sie für ihn von den wohlthätigsten Folgen. Der Volksauflauf, der übrigens nicht geeignet war, ihm seine politische Wichtigkeit fühlbar zu machen, hatte ihm doch eine Menge Freunde und theilnehmende Bekannte erworben. Unter diesen verdient der Obriste vorzüglich genannt zu werden. Er schloß mit ächter väterlicher Theilnahme sich an den Jüngling, und da er vermuthete, daß der finstre starre Blick, der den

Schneider ins Unglück gebracht, nicht blos zufällig gewesen, sondern wohl in einem tiefen Kummer begründet seyn müßte, so forderte er dringend unsern Freund auf, sich ihm anzuvertrauen.

Abilgard sah endlich ein, daß seine Armuth in diesem Fall ihm keinesweges zur Schande gereichen könne, er entdeckte dem würdigen um ihn so besorgten Mann, wie schändlich er von Cortes betrogen sey.

Was blieb ihm auch anders übrig? Er hatte zwar das Geld, das ihm jetzt geraubt war, jüngst von unbekannter Hand erhalten, und eben diese unbekannte Wohlthäterin konnte ihm jetzt wieder helfen. Darauf aber zu rechnen, war eine zu ungewisse Hoffnung, da es ohnehin ihm wahrscheinlich, ja gewiß war, sein jetziger Aufenthalt sey seinen heimlichen Freunden unbekannt. Und wieder zu ihnen zurückzukehren, oder sich von hieraus an sie zu wenden, das erlaubte ihm sein Stolz nicht, der, des Gängelns überdrüßig, ihm die Selbstständigkeit sichern wollte. Zwar zog ein geheimer Trieb ihn zu Emanuel zurück, denn die-

ser hatte ihm versprochen, ihn zu den Seinigen zu führen; aber erst dann sollte er die Mutter und Geschwister an sein Herz drücken, wenn er im Getümmel der Welt Harmonie mit sich selbst erkämpft hätte. Ach, und wie ferne fühlte er sich noch von diesem Ziele! Zurück also durfte, wollte er nicht. Vorwärts — vorwärts mit raschem Schritt in die Zukunft, ins Leben — das war seine fast einzige Gewißheit, sein ganzer Plan. Darum wendete er sich lieber an den neuen Freund, der sich ihm anbot, als daß er zu den alten zurückkehrte.

Der Obriste erbot sich sogleich ihm so viel Geld, als er verlange, zu leihen. Abilgards Verlegenheit hatte also auf einmal ein Ende. Allein sein Freund machte bey dieser Gelegenheit eine Bemerkung, die den in Verstellung noch ungeübten Abilgard beynahe aus der Fassung gebracht, und das ganze Spiel, das er hier trieb, verrathen hätte. „Ich wünschte Ihnen einen größern Freundschaftsdienst erweisen zu können, denn wie lange wird es dauern, so lassen Sie sich von Hause wieder

Geld kommen, bezahlen mir die Schuld und brauchen mich weiter nicht."

Unverkennbar sah man es dem alten Mann an, daß die gutmüthige Laune ihm diese Worte eingegeben hatte. Abilgard ward gerührt, und schwer fiel es ihm aufs Herz, daß er eigentlich nicht wußte, wann und wovon er die Schuld bezahlen würde. Aber so wie ein gemeines, doch darum nicht minder wahres Sprichwort sagt, daß man mit einem Amte zugleich auch das dazu nöthige Urtheil erhalte, so drängen sich uns gewisse Eigenschaften, ja ich möchte sagen, Fertigkeiten auf, sobald man einen Rang erhält, oder, wie Abilgard, freywillig annimmt. Zu den Ingredienzen, die einen Grafen componiren, gehören immer einige Portionen Unbesonnenheit, Unverschämtheit und Schauspielerkünste. So wenig natürliche Anlagen zu diesen vornehmen Tugenden auch Abilgard besaß, so gewannen sie doch in seiner gegenwärtigen Lage volle Herrschaft über ihn. Statt also dem edlen Manne, der mit offnem vertrauenden Herzen zu ihm trat, sich ganz zu entdecken, bestärkte er ihn

vielmehr in seinem Wahne, und verbarg seine aufwachenden Gewissensbisse unter dem Schein einer innigen Rührung über die Güte des Obristen.

Der Fürst suchte durch neue Beweise von Höflichkeit dem fremden Grafen die Beleidigung vergessen zu machen, die seine Unterthanen ihm zugefügt hatten. Keine Partie, die Abilgard nicht mitmachen mußte. Der Fürst versicherte einigemal, er könne gar nicht ohne ihn leben. Um sich dieses große Attachement einigermaßen zu erklären, muß man wissen, daß fast jeder neue Mensch, der am Hofe erschien, eine Zeit lang das gleiche Glück hatte. In diesem Falle wirkte indeß noch ein geheimer Grund mit, der die Gunst bedeutender und dauernder machte. Der Fürst folgte in seinem Urtheile über Menschen zweyen Männern, die beyde in seinen Diensten standen, wiewohl sie dem Range nach sich sehr von einander unterschieden. Es waren der Präsident und der Kammerdiener. Von dem ersteren erfuhr er, welche Leute in Staatsgeschäften brauchbar waren, und völlig blind

LB Coburg

folgte er hierin Bellrids Urtheilen. Der Kammerdiener hingegen brachte ihm seine Favoriten in Vorschlag, das heißt, diejenigen Menschen, denen er nicht in Rücksicht ihrer Brauchbarkeit, sondern um ihrer selbst willen, seine Gnade schenkte. Jedoch ward hiebey eine ganz eigne Etikette beobachtet. Der Fürst, eifersüchtig auf seine Würde als Oberhaupt eines Landes, würde es unter sich geachtet haben, von seinem Kammerdiener sich seine Freunde empfehlen zu lassen. Daß dieser dennoch so viel Einfluß auf den Willen des Fürsten in dieser Hinsicht hatte, war auf folgende Art entstanden.

Se. Durchlaucht besaßen neben andern kleinen Schwachheiten auch eine unbegrenzte Neugierde zu erfahren, wie ihre Unterthanen über dieselben urtheilten, — nicht etwa um aus diesen Urtheilen eine unparteyische Prüfung ihres Betragens zu abstrahiren, bewahre, — nur um zu wissen, wen sie freundlich, oder wen sie mit ungnädigen Augen ansehn sollten.

Zu diesem Behuf war nun der Kammer=

diener als geheimer Kommissär oder Spion auserwählt, und alle Abende beym Auskleiden mußte er Bericht von seinen Nachforschungen ablegen. Der schlaue Behrends hatte sich's wohl gemerkt, wie groß sein Einfluß durch diese Abendunterhaltungen werden könne. Er fand es bald nicht mehr der Mühe werth, in der That den Urtheilen der Leute nachzuspüren; wem er wohl wollte, dem legte er die herrlichsten Lobeserhebungen auf den Fürsten in den Mund; und diejenigen, die seine Feinde waren, konnten unter diesen Umständen unmöglich des Fürsten Freunde seyn; denn oft hinterbrachte er seinem Herrn Schmähungen, die eigentlich nur ihn galten, als ob sie gegen den Regenten selbst gerichtet wären. Dies wurde ihm um so leichter, da er nach einmal eingeführtem Gebrauch, und zufolge allerhöchsten Befehls, vom Fürsten nie anders als durch Wir sprach.

Behrends hatte seinen Einfluß weislich den Leuten bekannt zu machen gewußt; ein ansehnliches Vermögen, das sich durch tägliche Geschenke noch immer vergrößerte, war die

Folge davon. Er war anfangs der herrschsüchtigen Franciska sehr im Wege, allein sie wußte bald auch ihn zu gewinnen, und in der Folge, da der Fürst selbst ihr unbedingten Gehorsam leistete, fand es Behrends gleichfalls für rathsam, nicht mehr als eine Maschine in ihrer schönen Hand zu seyn, deren sie sich denn oft zur Beförderung ihrer Absicht bediente.

Da nun diese Männer, der Minister und der Kammerdiener, zufälligerweise, ohne daß einer von dem andern wußte, sich vereinigt hatten, unserm Abilgard beym Fürsten das Wort zu reden, so konnte es nicht fehlen, der Fremdling mußte bald in großem Ansehn stehen. Bellrid lobte seine Kenntnisse, seinen Eifer, seine Gewandtheit; und Behrends legte ihm Worte in den Mund, die diesem nie in den Sinn gekommen waren, die aber im höchsten Grade schmeichelhaft für einen Fürsten waren, der so gern den Gelehrten und den Menschenkenner spielte.

So standen die Sachen, als sich die sonderbare Begebenheit, die Abilgards angebliche Verstandesverwirrung veranlaßt hatte, zutrug.

Sie machte keine Aenderung in der Gesinnung des Fürsten, ja sie vermehrte noch seine Zuneigung zu ihm. Der Minister ward jetzt dringender, Abilgard möchte sich über das Anerbieten des Fürsten entschließen.

Wie viel würkte nicht zusammen, um es ihm unmöglich zu machen, dasselbe auszuschlagen. Er willigte ein, erhielt den Kammerherrntitel, ein jährliches Gehalt von sechshundert Thalern, und die Oberaufsicht über die milden Stiftungen.

Nie ist ein Mensch auf eine seltsamere Art zu solchen Ehrenstellen gekommen!

Sechstes Capitel.

Alles Gerede über des jungen Grafen Leidenschaft für Franciska, das der Beobachtungsgeist eines Aufwärters veranlaßt hatte, und woran mehrere Personen steif und fest glaubten, verstummte auf einmal. Nicht weil man vom Gegentheil überzeugt war, vielmehr wurde die Sache jetzt außer Zweifel gesetzt; man schwieg nur, weil man es nicht für rathsam hielt, einem so vornehmen Mann irgend etwas Böses nachzusagen. Nun wäre es freylich sehr verzeihlich, ja sogar natürlich nothwendig gewesen, wenn ein junger lebhafter Mensch die reizende kluge Franciska liebenswürdig gefunden hätte. Allein was dem Menschen erlaubt war, wurde bey dem Kammerherrn, bey dem Liebling des Fürsten, zum

Verbrechen, denn letzterer würde es ihm nie verziehen haben, wenn es ihm eingefallen, mit seinem Herrn nach einem Ziele zu streben.

Auch selbst Franciska, der überhaupt selten ein öffentliches Gerede entging, hatte die Beschuldigung erfahren, die man dem neuen Kammerherrn zufügte, als fühle er für sie. Sie hatte der Veranlassung dieses Gerüchtes bis zu seiner letzten Quelle nachgeforscht, und die weibliche Eitelkeit spielte diesmal ihrer Klugheit so übel mit, daß sie den Schluß des Aufwärters sehr bündig fand. Es ist sonderbar, aber eine unläugbare Thatsache, daß die schönsten Weiber, die von ihrer Allmacht durch lange Erfahrung hinlänglich überzeugt seyn können, dennoch eine Freude, wie über eine unerwartete Neuigkeit, empfinden, sobald sie hören, das Herz eines Menschen sey von ihren Reizen gerührt. Dies geht so weit, daß die fadesten, albernsten Männer ihnen dadurch interessant werden, dagegen dem Manne nichts unausstehlicher ist, als wenn ein abgeschmacktes Weib für ihn zu empfinden scheint.

Franciska war bey allem Uebergewicht

ihres Verstandes über das, was man Herz nennt, dennoch in diesem Punkte ein Weib. Sie fand den liebenswürdigen jungen Fremden noch einmal so liebenswürdig, als sie glauben durfte, er habe Augen für sie. Aber schon vorher war er ihr nicht gleichgültig, denn wir müssen es gestehen, es geschah nur auf ihren Antrieb, daß der Minister und der Kammerdiener für Abilgard arbeiteten, wiewohl keiner von beyden deutlich ihre Absicht wußte. Den Minister hatte sie für ihn unter dem Vorwande gewonnen, man müsse dem Fürsten ein Spielwerk in die Hände geben, um seine Aufmerksamkeit von einem Unternehmen, das sie vorhabe und woran auch Bellrid Theil nehmen solle, — abzuleiten. Da sie sich in alle Familienangelegenheiten der Hofleute mischte, und allemal einige Intriguen bey der Hand hatte, so konnte es ihr auch diesmal nicht fehlen, den Minister zu täuschen, der um so williger in ihre angeblichen Plane einging, als er dadurch Gelegenheit fand sich an einem Feinde zu rächen.

Der Kammerrath Brockmann, ein ver-

dienstvoller treuer Diener des Fürsten, war fast der einzige im Staate, der seine Unabhängigkeit vom Minister und von Franciska behauptet hatte. Er ließ sich durch keine Drohungen, und durch keine Schmeicheleyen überreden, die Sache der Gerechtigkeit aus den Augen zu setzen. Frey und muthig sagte er allemal seine Meynung, und hatte dadurch schon oft den Minister in Verlegenheit, oder in die Nothwendigkeit gesetzt einen Vorschlag zurückzunehmen. Bellrid suchte sich dafür auf alle mögliche Art zu rächen, er übertrug ihm die verdrüßlichsten Geschäfte, die unbelohnendsten Arbeiten; allein Brockmann war durch vieljährige Uebung einer der geschicktesten Arbeiter, der sich in den verwickeltsten Fällen zu helfen wußte. Es war unmöglich, in seinen Geschäften ihm etwas anzuhaben, und da das ganze Collegium für die Kenntnisse dieses Mannes alle Achtung hatte, da die Dienste, die er dem fürstlichen Hause seit vielen Jahren geleistet, zu unleugbar, zu wichtig waren, so schien es fast unmöglich, ihn zu entfernen. Man hatte ihm einen einträglicheren

Posten angetragen, aber Brockmann, der den Minister durchschaute, und wohl wußte, daß er im Collegio die einzige feste Stütze der Gerechtigkeit war, glaubte es dem allgemeinen Besten schuldig zu seyn, seinen persönlichen Vortheil aufzugeben. Er hatte sich beym Fürsten selbst so sehr in Achtung zu setzen gewußt, daß dieser selten seinen Vorschlägen, die von den klärsten Erläuterungen begleitet wurden, zuwider handelte.

Brockmann hatte eine Tochter, ein schönes lebhaftes Mädchen, die einzige Freude des Mannes. Ein junger Edelmann, Herr von Seltau, wußte das Herz des jungen unerfahrnen Mädchens zu gewinnen; weil aber der Vater nur zu oft sich gegen eine Verbindung mit dem Adel erklärt hatte, so verbarg ihm Emilie ihre Neigung für Herrn von Seltau.

Franciska, mit dieser Liebesgeschichte, und mit dem Vorsatz des Herrn von Seltau, Emilien zu heyrathen, bekannt, theilte die Nachricht dem Präsidenten mit. Bellrid, obwohl nicht von dem ältesten Adel, war sogleich

mit Franciska einig, man müsse alle Kräfte aufbieten, diese Mesalliance zu verhüten. Zwar wollte Franciska wissen, daß der Zustand des Mädchens eine baldige Heyrath nothwendig mache; aber das war Sr. Excellenz nur ein Grund mehr, ihr entgegen zu arbeiten. Die erwünschte Gelegenheit, den Alten einmal für seine Unverschämtheit zu züchtigen, die es sich einfallen ließ, freymüthig, und nicht selten gegen seinen Minister, mit dem Fürsten zu sprechen, — konnte man unmöglich aus den Händen lassen. Der neue Liebling sollte den Fürsten gegen die wahrscheinlichen Beschwerden Brockmanns gleichgültig machen, ja man hoffte, er werde dankbar gegen diejenigen seyn, die ihn emporgehoben, und, ihrem Wunsche gemäß, den Fürsten gegen den alten Schwätzer aufzubringen wüßten. Denn es war eine Eigenheit des Fürsten, sich nur durch neue Menschen, die ihm immer mehr als andre imponirten, gegen jemanden stimmen zu lassen.

Aber auch ohnedies erlaubte der leidenschaftliche Unwille des Präsidenten gegen Brock-

mann ihm nicht, einzusehn, daß zum Behuf, sich an seinem Feind zu rächen, das Mittel, Abilgarden dem Fürsten so dringend zu empfehlen, ein wenig überflüßig, ja zweckwidrig seyn könnte, indem der junge Mann ein Schwärmer zu seyn schien, und vielleicht gar ihren Planen entgegen handeln könnte. Doch Franciska kannte ihren Mann, und wußte es sehr geschickt zu verbergen, daß sie ganz andre Ursachen habe, den Grafen Tellheim an diesem Hofe festzuhalten.

Eben so wenig als Bellrid wußte der Kammerdiener, warum er eigentlich den fremden Herrn beym Fürsten in Gunst bringen mußte. Ihm machte Franciska glauben, sie suche einen Mann für die Baronesse Westenfeld, die sie für ihre Freundin ausgab. Die Baronesse Westenfeld war eine geschiedne Frau, die sich in B. aufhielt, und durch ihre Schönheit nicht selten Anlaß zu Vergleichungen gegeben hatte, die der eitlen Franciska ärgerlich waren. Zwar lebte sie still und erschien selten am Hofe, allein es gab Menschen, denen sie dadurch noch interessanter wurde. Franciska konnte sie durch-

aus nicht vertragen, aber sie suchte ihre Abneigung zu verbergen, und jedermann glauben zu machen, sie nähre für die Westenfeld die zärtlichsten Empfindungen der Freundschaft. Daß sie einen Mann für sie suche, war nicht ganz unwahr, sie wünschte sie aus der Stadt zu entfernen. Sie hatte hiezu den Herrn von Seltau, dem man ein Amt auf dem Lande anweisen wollte, auserwählt. Vor seiner Verbindung mit Emilien, und vor der Verheirathung der Westenfeld, die von ihren Eltern gezwungen war einen Mann zu nehmen, den sie verabscheuete, hatte Seltau diese Dame leidenschaftlich geliebt. Franciska zweifelte nicht, es werde ihr gelingen, die eingeschlummerten Empfindungen in ihm wieder zu erwecken. Gelang der Plan, so war Emilie verlassen, der Wunsch des Ministers erfüllt, und das Gesicht der Westenfeld wurde von ihr entfernt.

Während Franciska auf diese Art für andre besorgt war, vergaß sie sich selbst nicht. Abilgards Schönheit, sein bescheidenes Betratragen, seine Unschuld und Innigkeit waren

ihrem Kennerblick nicht entgangen. Daß er ein Schwärmer in der Liebe sey, daß er unglücklich geliebt habe, glaubte sie in seinen glühenden Augen deutlich zu lesen. Sie beschloß ihn glücklich zu machen; sein Schmachten zu belohnen.

Wir haben schon oben gesehn, daß die Eifersucht des Fürsten ihr bey solchen Vorsätzen die aufmerksamste Klugheit und Vorsicht nothwendig machte. Ihre bisherigen Liebhaber hatte sie ihm leicht verbergen können, da sie meistens mit ihnen nur einen sehr flüchtigen Umgang gehabt. Abilgard schien ihr mehr werth. Sie wollte ihm Leidenschaft einflößen und sich selbst an der Stärke und Gluth seiner Empfindungen ergötzen, erwärmen. Dazu war ein vertrauter ununterbrochner Umgang nöthig, der ihr schwerlich vom Fürsten verstattet werden würde. Sie beschloß also alles anzuwenden, ihn dem letzteren nothwendig zu machen, damit sie recht oft Gelegenheit habe, ihn wenigstens in Gegenwart des Fürsten zu sehen. Daß es ihr gelingen würde seine schönen Augen auf sich zu richten, daß

er sie bald auch in Gesellschaft verstehn würde, hoffte sie mit unumstößlicher Gewißheit. Was ist auch leichter als einen Menschen zu verführen, durch dessen Adern noch ungekühltes Blut rinnt?

Siebentes Capitel.

Bey den öffentlichen Gesprächen an der Tafel, oder in den kleineren vertrauteren Zirkeln des Fürsten, hatte Franciska oft Gelegenheit gesucht und gefunden, eine schöne, für alles Edle und Große empfängliche Seele sehn zu lassen. Ihre Grundsätze waren, nach ihren Worten zu schließen, so rein, ihre Urtheile über Menschen so klar und immer so liebreich und schonend. Oft wandte sie sich an Abilgard und schien sich mit so unerkünstelter Empfindung zu freuen, wenn er ihrer Meinung war. Oft, wenn sie sein Urtheil errieth, kam sie seinen Worten zuvor, und überraschte ihn nicht selten durch die genaueste Uebereinstimmung ihrer Denkungsart. Abilgard fühlte bald, daß ihn niemand am ganzen Hofe so

gut verstand, als Franciska. Und wenn die schalen langweiligen Unterhaltungen der Hofleute ihn bis zum höchsten Ueberdruß gepeinigt hatten, und Franciska hinzutrat, sich ins Gespräch mischte, welch ein lebendiges geistreiches Ansehn erhielt alles! Es konnte nicht fehlen, bald mußte eine große Veränderung in ihm vorgehn. Aber weil ihn die Neigung nicht, wie einst bey Mathilden, überflügelte; weil sie langsam Schritt vor Schritt sich in sein Herz schlich, so war er gefangen, verstrickt in den ausgestellten Schlingen des schönen Weibes, ehe er auch nur die Möglichkeit ahndete. Franciska ging nicht rasch zu Werke; kein Wort war ihr entfallen, das auf einen besondern Antheil an ihm hindeutete. Wenn ihr Interesse zusammentraf, so war es in ihren Gedanken, in ihren Urtheilen; nie hatten sie über ihre individuellen Empfindungen gesprochen. Mit Schilderung schöner Naturscenen, mit Erzählung und Beschreibung der Schicksale und Lebensart einfacher anspruchsloser Menschen, mit ihren Ideen über stilles Familienglück hatte sie ihn oft unterhalten, und da-

durch den Glauben in ihm erregt, als sehnte sie sich aus ihrer Lage, aus dem Geräusch des Hofes hinaus, in eine ruhige, wenn auch unbemerkte, Glückseligkeit. Er fühlte so ganz, wie drückend es einem geistreichen gefühlvollen Weibe seyn müsse, unter diesen albernen, geputzten und verzierten entmenschten Hofschranzen umherzuwandeln; er glaubte ihr dabey nachzuempfinden, indem er nur aus seinem eigenen Bewußtseyn schöpfte.

So geschah es, daß Abilgard nie froh war, als wenn er mit ihr sprechen konnte. An einem Abend war Assemblee bey Bellrid. Jedermann spielte, auch Franciska; aber sie gab bald ihre Karte an einen Hofcavalier ab, und setzte sich in einem Nebenzimmer mit der alten Frau von G., der Schwiegermutter des Präsidenten, auf einen Sopha. Abilgard war zufälligerweise im Zimmer, er setzte sich neben Franciska auf einen Stuhl.

„Sie thun recht, Herr Graf, redete sie ihn an, daß Sie sich durchaus zu keinem Spiel verstehn wollen; ich kenne nichts traurigeres als die Beschäftigung mit nichtssagenden Kar-

ten. In einer Wüste ließ ich es mir gefallen, aber unter Menschen — — freylich mögen diese nicht so häufig seyn, als man sichs gewöhnlich einbildet. Masken, nichts als Masken! o ich möchte in die Dörfer fliehen, um nur unverstellte Natur zu finden."

„Was würde Ihnen diese Natur helfen?" fragte Abilgard.

Franciska. „Sie würde mich selbst wieder natürlich machen. Wahrheit ist Tugend, und in der großen Welt ist die Lüge mit Gewalt und Ansehn gestempelt. Für ein fühlendes Herz ist es das rührendste Schauspiel, den stillen, sichern, meist unbemerkten Gang eines tugendhaften Menschen zu beobachten. Ruhe und Klarheit der Seele, die er oft in allen Weiten der Welt vergebens suchte, steht hier sichtbar vor ihm — auch ihm nicht unerreichbar; er findet sie ja an einem Wesen, das ihm an Gestalt und Antlitz so ähnlich ist. Was einem Menschen möglich war, wird dem andern nicht mehr als ein Ziel in unendlicher Ferne erscheinen. Und so ist die Bekanntschaft mit wahren und guten Menschen eigent-

lich das höchste Gut, dem wir nachstreben sollen, um selbst glücklich und gut zu seyn."

Die Frau von G. litt seit mehrern Jahren an der Schärfe ihres Gehörs, sie mischte sich daher nicht ins Gespräch. Abilgard, der heute grade sehr empfänglich für jede schöne Empfindung war, fühlte vielleicht zum erstenmal, wie viel seiner nähern Bekanntschaft mit Franciska im Wege stand; und ohne Ueberlegung, durch sich selbst überrascht, sagte er: „Wohl ist es das höchste Gut, — warum müssen wir ihm so oft entsagen?"

Franciska. „Entsagen? warum entsagen?"

Abilgard. „Weil es edler ist zu schweigen, als andern Unrecht zu thun!"

Franciska. „Ich verstehe Sie nicht ganz, aber Sie scheinen eine sehr sonderbare Behauptung auszusprechen. Sie geben mir zu, daß die Bekanntschaft, oder, wie ich lieber sagen möchte, die Annäherung guter Menschen an einander das höchste Gut sey, und halten es doch für Unrecht, nach Erreichung desselben zu streben."

Abilgard. „Wenn es Begriffe unter den Menschen giebt, die sie für ehrwürdig, für heilig halten, und wir, indem wir nach Erreichung jenes Gutes streben, erst diese Begriffe entheiligen müssen, ist es dann nicht besser, wir entsagen?

Franciska. Kein Begriff des Menschen kann heilig seyn, der es ihm verbietet, sich dem besseren zu eröffnen, mitzutheilen. Auch fordert das niemand von uns. Was die Leute in gewissen Verhältnissen sich vorbehalten, kann man ihnen willig erhalten, ohne deswegen sein Herz der Freundschaft zu verschließen."

Abilgard ward bey diesen Worten als thäte er nach mancher ängstlichen Beklemmung der Brust plötzlich einen frischen Athemzug in freyer Luft, — Franciska's Freundschaft — das war ja wohl seit lange sein heimlicher Wunsch. Sie schien sie ihm in diesem Augenblick zu geben. Wie leicht fühlte er sich! Aber die Erleichterung währte nicht lange. Franciska strickte an einem artigen Geldbeutel. Die Seide fiel ihr auf den Boden, Abilgard

bückte sich schnell sie aufzuheben, Franciska that ein gleiches; und als er seinen Kopf in die Höhe richtete, berührten zufällig ihre Lippen seine Stirne. Unwillkührlich öffnete sich zugleich seinen Augen in einem vollwichtigen Augenblick der schönste blendend weisse Busen. Franciska lachte, zog sich zurück und alles war wieder in Ordnung; alles — bis auf die Seide, die sich mannigfach verwickelt hatte. Abilgard, um seine Zerstreuung zu verbergen, wollte die Knoten lösen, Franciska half ihm; aber der Faden hatte sich so mannigfaltig verschlungen, es mußte so viel hin- und hergezogen werden, daß gar oft die Fingerspitzen der schönsten Hand die seinige berührten, und wie Elektrizität die Berührung durch alle seine Nerven durchschlug. Die Seide wollte nicht in Ordnung kommen.

„Es ist unmöglich, sagte Franciska, wir entwirren das heute nicht, Geduld, mein Freund, dann geht es vielleicht."

Sie brach das Gespräch ab, stand vom Sopha auf, ging in die Spielzimmer und setzte sich dort dem Fürsten gegenüber. Abil-

gard, dem ein neues Feuer durch alle Adern rollte, stellte sich bald darauf hinter den Stuhl des Fürsten, und hatte dabey die Aussicht auf Franciska's Augen, die heute mehr als gewöhnlich, — er wußte nicht, ob für ihn oder für den Fürsten, — glühten.

Der Fürst hatte ihn bemerkt. „Gar kein Spiel, mein lieber Tellheim, gar keins? Immer Ernst? Ueberall Ernst?"

„Ich spiele nur Schach, Ew. Durchlaucht!" antwortete Abilgard.

Der Fürst. „Ach! Schach dem Könige! Sehr bitter, aber gut."

Franciska. „Wenn Ew. Durchlaucht erlauben, so mache ich den Herrn für diesen Uebermuth matt."

Der Fürst. „Ich bin gewohnt, Milady! durch Sie zu siegen; — aber bey jeder neuen Gelegenheit ist meine Freude nur mit meinem Dank zu vergleichen."

Dieses geschraubte Compliment, das eigentlich nichts sagte, zeigte Franciska'n nur zu gut, daß der Fürst es ungerne sah, wenn sie ihren jetzigen Platz verließ. Aber sie glaubte sich

heute darum nicht kümmern zu dürfen. Abilgard mußte spielen.

Während sie sich hinsetzten, berührten sich ihre Füße. Franciska bat um Verzeihung, und Abilgard wurde roth wie ein Schüler, der sich verrechnet hat. Man ordnete sich endlich unter dem Tische dergestalt, daß die Spitze ihres Schuhes dicht, aber ruhig an dem seinigen anlag; nur zuweilen, wenn die Hitze des Gefechtes auf dem Schachbrett die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich zog, vergaß sich die Dame, indem sie ungeduldig mit ihrem Fuße statt auf den Boden auf Abilgards Fuß klopfte. Dieser Zufall kam ihrem Plane — im Schach indeß sehr zu statten, denn der junge Mann, der übrigens sehr gut spielte, gerieth dadurch in Verwirrung und übersah manchen Vortheil.

„Das Spiel wird interessant, sagte Franciska, — ihre Königin ist mir im Wege, — so aber, dieser Springer soll sie unschädlich machen.“

Abilgard. „Schach dem Könige!“

Franciska. „Das hilft Ihnen nichts,

ich nehme ihren letzten Springer, bin gedeckt, biete Schach und Sie sind matt!"

Abilgard. „Ich habe schon lange verlohren."

Franciska. „Nicht doch, Sie können sich noch retten, wenn Sie mir die Königin Preis geben."

Abilgard. „Wahrhaftig, ich schöpfe wieder Muth. So — mein Thurm wird wieder frey."

Franciska. „O weh, ich habe den Vortheil aus den Händen gelassen, muß ich denn heute alles fallen lassen? Ich ziehe mich zurück."

Abilgard. „Schach, — — Schach und matt."

Franciska rief laut mit Lachen: „Ew. Durchlaucht haben verlohren. Der Graf hat mich besiegt."

Der Fürst. „Sie sind zu gefällig gewesen, haben gewinnen lassen."

Franciska. „Bewahre, ich habe es recht grausam gemacht, aber es half Ihnen nichts."

Wer lehrt den Menschen so viel hinter das unbedeutende Spiel der Unterhaltung verstecken? Oeffentlich sprechen die Liebenden von ihrem Herzen, und niemand weiß es als sie selbst.

Achtes Capitel.

Abilgard fuhr vor Schreck über sich selbst zusammen, als er wieder allein war, und über das, was in ihm vorging, nachdachte. Aber welchen Gedanken kann der Unglückliche festhalten, dessen Sinne in Aufruhr sind? Franciska hatte drey Monate lang ihr Spiel mit ihm getrieben, arglos folgte er den Lockungen einer bestochenen Phantasie. Es war um ihn geschehen, noch ehe er die Gefahr ahndete, die ihm drohte. Jetzt freylich konnte er es sich nicht mehr verhehlen. Er wollte gegen sich selbst kämpfen. Er rief das Andenken Mathildens hervor; umsonst — ihr Bild ging in seiner Seele nur auf wie eine Nebelgestalt, es zerfloß an einem Athemzuge der schönen Franciska. Laut flehte er zum Genius der Tugend, ihn vor Undankbarkeit gegen den Fürsten zu

bewahren; er flehte um Muth und Stärke von oben herab, da die innere selbstständige Quelle derselben in ihm versiegt schien. Aber kaum erwachte das bessere Gefühl, kaum erfüllte ihn der schöne Dank gegen eine höhere Macht für den Sieg über das Laster; so zogen wieder plötzlich, wie leuchtende Gewitterwolken von nächtlichen Stürmen gejagt, tausend üppige Bilder durch seine Brust, und setzten alles in Feuer und Flammen.

In diesem Zustande verharrte er einige Tage, in denen er sich vor niemanden sehen ließ. Am Hofe hatte er sich krank sagen lassen. In seinen Geschäften suchte er Ruhe, und auf Augenblicke gab ihm die Arbeit wenigstens Bewußtlosigkeit.

Bisweilen glaubte er nur vor einer eingebildeten Gefahr zu erschrecken. Franciska hatte ja noch mit keinem deutlichen Worte gesagt, daß sie diese Empfindungen, die ihn ängstigten, mit ihm theile; aber warum sprach die Ahndung so laut, er sey von ihr geliebt?

Dann gab er sich selbst, in einem Anfalle männlicher Entschlossenheit, das feyerliche

Versprechen, durchaus zu vermeiden mit ihr allein zu seyn. Aber wir haben schon gesehn, daß sie auch in Gesellschaft, von vielen gehört, sich doch allein sprechen konnten. Er dachte sich eine Menge möglicher Fälle, die eintreten konnten, seine unerlaubten Wünsche zu begünstigen, und er ersann sich Mittel, ihnen allen mit Vorsicht zu begegnen. Gewiß wäre auch Abilgard standhaft geblieben, wenn irgend einer von diesen Fällen eingetreten wäre, aber es ging ihm hier, wie allen unerfahrnen gutmüthigen Tugendhelden, er war nur auf ausserordentliche Fälle vorbereitet, die alltäglichen unbedeutenden Begebenheiten achtete er nicht, und eine solche brachte ihn ins Verderben.

Als Abilgard wieder an den Hof kam, schien sich jedermann über seine Genesung zu freuen, nur Franciska sagte: „Sie sind zu früh gesund worden." Abilgard verstand das nicht. Erst in der Folge erfuhr er, daß sie ihn habe besuchen wollen.

Dem Fürsten war er durch seine Abwesenheit wieder neu geworden, und als einen

Beweis seiner Theilnahme wollte er durchaus den Grafen mit einer von ihm noch nicht gekannten Quelle des Vergnügens bekannt machen. Er meinte das Spiel, das ihm so viele leere Stunden ausfüllte, in denen, nach seiner Meinung, jeder unglücklich seyn müßte, der keine Karten kennt. „Ein Kammerherr der nicht spielt, sagte er scherzend, ist ein König ohne Land.“

Er hatte den Plan gemacht, und auch Franciska dafür gewonnen, einen Abend den Kammerherrn in ihrem Hause in die Mitte zu nehmen, und das L'hombre zu lehren. Man wollte ganz häuslich und ungezwungen seyn, und deswegen durfte, außer sie beyde und den Grafen, niemand eingeladen werden.

Nur ein Weib versteht es so geschickt die Augen eines Mannes zu blenden, wenn es die Einführung eines Liebhabers gilt. Franciska hatte eigentlich den Fürsten auf jenen herrlichen Einfall gebracht, aber als er ihn ihr vortrug, machte sie allerley Einwürfe, und ließ sich lange bitten, ehe sie darein willigte.

Abilgard ahndete nicht, was über ihn be-

schlossen wurde. An einem Abend, als er grade dejour hatte, nahm ihn der Fürst mit sich in den Wagen, und brachte ihn zu Franciska.

„Hier bring' ich Ihnen den Philosophen!" sagte er im Hereintreten.

Abilgard, der nicht wußte, worauf sich dieser Ausdruck bezog, hatte indeß schon lange genug am Hofe gelebt, um nie befremdet zu scheinen. „Die Philosophen, sagte er, leben nur in Idealen, Ew. Durchlaucht haben mir aber eine so schöne Wirklichkeit gegeben, daß ich auf jenen Nahmen keinen Anspruch mehr mache."

Der Fürst und Franciska glaubten ihn beyde, nur auf verschiedne Art, zu verstehen. Ersterer sagte lächelnd: „Also doch ein Philosoph gewesen. Soll mir lieb seyn, wenn ich beygetragen, daß Sie davon abgelassen. Philosophie muß jeder Mensch haben, um alles erklären zu können. Aber den leeren Speculationen über den menschlichen Verstand sollte von Rechtswegen durch einen Reichsabschluß ein Ende gemacht werden. Practisch, practisch

muß alles seyn; angewandt aufs bürgerliche Leben."

Abilgard war nicht aufgelegt dem Fürsten zu antworten. Was kann lächerlicher seyn, als wenn ein Regent über Philosophie abspricht? Aber der Trost des Lächerlichen, der den unglücklichen Schwärmer oft wie durch einen Ruck in Licht und Ruhe versetzt, ging für unsern Abilgard verlohren. Und der Fürst glaubte, der junge Mann gebe ihm Recht, weil er schwieg. Se. Durchlaucht wollten also die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, einen empfänglichen Schüler mit aller ihrer Weisheit gnädigst zu überschütten. Wir finden aber für gut, den Leser nicht mit diesem fürstlichen Unsinn zu ermüden, der ohnehin des ungebetenen, in den Augen des Weisen verächtlichen Einmischens der Könige und Churfürsten in Angelegenheiten der Gelehrsamkeit, leider! bis zum Ueberdruß genug in den jetzigen Zeiten zu belächeln haben wird. *)

*) Es ist von einem sonst sehr verehrten Regenten ein Edikt im Geist unsers Fürsten erschienen. Man sollte glauben, Se. Majestät wollen die Ge-

Endlich rückte der Fürst mit seinem Spiel-Plan heraus. Alle Weigerung von Seiten Abilgards wäre unartig gewesen, und also war sie unmöglich. Man setzte sich an einen kleinen runden Tisch, und Abilgard, den die ganze Scene überrascht hatte, vergaß sich so sehr, daß er unter dem Tische Franciska's Fuß aufsuchte. Er fühlte sich so geängstet, gepreßt, ihm war als stockten alle Säfte in ihm; seine Empfindung wurde ihm zur Last, er mußte etwas suchen, das ihn angenehmer erfüllte, und die leiseste Berührung mit dem holden Weibe goß süße Fluth durch seine Adern.

Der Fürst legte die Karten auseinander, demonstrirte ihren Werth, und machte ihn vorläufig mit den Regeln des Spiels bekannt. Ach, er predigte tauben Ohren. Indessen brachte er es doch so weit, daß wirklich die Karten ein paarmal herumgegeben, und mit offenem Blatte gespielt wurde.

setze der reinen Mathematik auf Sparbüchsen, Haarzöpfe und Sparwesten angewandt wissen.

Plötzlich aber machte der Fürst ein gar bitteres, man möchte sagen grimmiges Gesicht, sprang vom Stuhle auf, und lief aus dem Zimmer. Abilgard glaubte, er habe das doppelte Spiel über und unter dem Tische bemerkt, fuhr erschreckt in die Höhe, und fragte:

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, was bedeutet das?"

Franciska. „Se. Durchlaucht befinden sich nicht wohl; es wird wohl nicht viel zu bedeuten haben."

Abilgard verstand sie, aber der Zufall war ihm keinesweges lächerlich. Er war also mit ihr allein; das hatte er ja so lange gefürchtet; das hatte er vermeiden wollen. Es war nicht seine Schuld, daß sie reizender als jemals vor ihm stand, daß niemand sie belauschte. Das Gefühl übermannte ihn. Er ergriff ihre Hand, drückte seine brennenden Lippen darauf, und ließ sie plötzlich wieder fallen, indem er einige Schritte zurücktrat, und seine Augen mit dem Tuch verhüllte. Franciska näherte sich ihm, sie legte ihren Arm auf seine Schultern; er wollte sie nicht ansehn, aber

unwillkührlich sank ihm die Hand mit dem Tuche herab, und ihre Augen spiegelten sich in seinen wie Sterne im Wasser.

„Warum, mein Freund,“ sagte Franciska, indem sie den schönen Kopf zur Seite bog, und ihn mit liebeathmendem Mitleid anblickte, „warum diese traurige Miene?“ Sie ergriff seine Hand, und drückte sie an ein schlagendes Herz.

„Gräfin,“ sprach Abilgard in einem seufzenden kleinlauten Ton, „lassen Sie mich fliehen. Fern, ganz fern von Ihnen nur kann ich Sie würdig lieben.“

Er wischte sich hierbey eine Thräne mit seinem Schnupftuch aus den Augen. Franciska bemerkte es; auch über ihre Wange rollte ein heller Tropfen, sie fing ihn auf mit ihrem Schnupftuch, und vertauschte es gegen dasjenige, worin des Geliebten Thränen flossen, das sie küßte, und an den Busen drückte. Dieser feine Zug einer zärtlichen Theilnahme raubte ihm alle Besinnung. Wie konnte er widerstehen? Ein außerordentliches Maaß liebender Empfindung ergoß sich in ihrem glü-

henden Auge, und jede ihrer Bewegungen, wenn sie seine Hand hielt, oder sich über den Knieenden hinneigte, war zugleich mit einer verführerischen Würde gepaart, als sey sie stolz auf die Größe ihrer Leidenschaft. Eine Königin, die mit solchen Waffen Huldigung fordert, wird nie ihren Zweck verfehlen. Abilgard war in Liebe, und hatte in dieser Bezauberung keinen Sinn für irgend eine moralische Größe, als für die Größe der Liebe, und so bestochen sank er noch stolz *) der Verführung in die Arme.

Der Fürst ließ sich vor der Thüre hören, Franciska und Abilgard sprangen schnell auseinander, aber kaum waren Se. Durchlaucht

*) Dieser Stolz ist, gleich mehreren Erscheinungen in der Liebe, so viel ich weiß, noch von keinem Schriftsteller bemerkt, wenigstens nie erklärt worden. Es geschieht wirklich, daß ein edler Mensch, der verführt wird, sich seinen Fall noch zum Verdienst anrechnet. Daher mag es kommen, daß, trotz allen Warnungen der Moralisten, auch die gutherzigsten Menschen hier der irdischen Schwachheit, der von ihnen gehaßten Gesellin des Lebens, der Sünde, die Schuld des Daseyns abtragen.

eine halbe Minute im Zimmer, so waren sie auch schon wieder gezwungen fortzulaufen.

Die Gegenwart des Mannes, dessen Rechte er zu kränken im Begriff war, hatte Abilgard auf einen Augenblick zu sich selbst gebracht. „Ich muß, ich muß Sie fliehen, Franciska, das Feuer in mir brennt mit fürchterlicher Gluth, — es kann nur zum Verbrechen führen. Ich will es über mich gewinnen, ich will sie zum letztenmal gesehen haben. Leben Sie wohl; morgen bin ich nicht mehr in dieser Stadt; — vergessen Sie einen Unglücklichen, der Ihnen seine ganze Seele zurückläßt."

Franciska traute ihm Schwärmerey genug zu, um einen solchen heldenmäßigen Entschluß auszuführen, und seine feste Stimme, seine edle Haltung in Miene und Gebehrde, bestärkten sie in eben dem Grade in dieser Vermuthung, als sie ihr den Reiz seiner Liebe erhöhten.

„Und Sie könnten mich verlassen? die Freundin so kalt den grausamsten Schmerzen hingeben? Reisen Sie, aber wissen Sie zugleich, daß ich von diesem Augenblick nicht

mehr glauben kann, von Ihnen verstanden zu seyn. Ach ich glaubte endlich einmal unter diesen Puppen, diesen Marmorbildern, einen Menschen ausgefunden zu haben. Aber ich bin ihm nicht mehr als ein Weib, das er mit kaltem Blute verläßt, weil er seine Schwachheit fürchtet. Fliehen Sie, ich war ja so lange allein in der Welt, und ich ertrug es: — — ach, ich wußte noch nicht, daß man sich doppelt fühlen kann, jetzt weiß ich es, jetzt werde ich es nicht mehr ertragen, jetzt kann ich nicht mehr einsam seyn, und doch lassen Sie mich allein.

Das war zu viel für einen Menschen, der nicht das kleinste Leben zerstören konnte, der so gern alles um sich her glücklich sah. Wie wäre es ihm möglich gewesen, einem Wesen Schmerzen zu machen, um deswillen er geschaffen zu seyn glaubte. Er schloß das angebetete Weib in seine Arme, ihre Lippen berührten sich, und die Herzen klopften nahe an einander.

„Franciska, ich bleibe, nur der Tod soll mich von dir reißen!" sagte er im Tone der

Begeisterung, wie ein Held, der sich zu einer großen That entschließt. Sie dankte ihm mit Thränen und Küssen.

Der Fürst machte ihrem Gespräch ein Ende; aber statt die unterbrochene L'hombre-Partie fortzusetzen, erklärte er, die heftigste Colik zwinge ihn nach Hause zu fahren, und sich zu Bette zu legen. Franciska schien äusserst bestürzt über diesen unangenehmen Zufall, sie überhäufte den Fürsten mit ihrer Theilnahme, und erklärte, sie wolle nicht von seiner Seite weichen, bis er sich wieder wohl befände. Der Fürst war so artig, ihre Gesellschaft zu verbitten. Franciska aber ließ nicht ab, bis er ihr versprach, er wolle ihr sogleich durch den Kammerherrn Nachricht von seinem weitern Befinden senden.

Abilgard ahndete, was ihm bevorstände, aber wie war es jetzt noch möglich, dem schönsten Unglück zu entfliehen!

Er brachte den Fürsten aufs Schloß; doch ehe eine halbe Stunde verfloß, war Abilgard, nebst einem Billet des Fürsten, wieder bey Franciska. Sie ließ das Billet ungelesen,

warf es hin, und klingelte einem Bedienten, der auch sogleich erschien.

„Herr Graf, sagte sie zu Abilgard, ich kann Sie unmöglich schnell abfertigen, — — einen Schreibtisch nebst Tinte, Feder und Papier," rief sie dem Kammerdiener zu, der auch sogleich Anstalt machte, den verlangten Apparat hinzustellen. „Da ist ein neues Buch für Sie, Herr Kammerherr; vertreiben Sie sich einstweilen, bis ich mit dem Briefe fertig bin, damit die Zeit." Zugleich wies sie Abilgarden einen entferten Platz an, wo er sich stille verhalten, und sie nicht stören sollte.

Der Bediente entfernte sich, und Abilgard, der ihre eigentliche Absicht nicht sogleich errieth, wollte anfangs wirklich dem Befehl, ruhig zu seyn, gehorchen; aber ein Blick von ihr zog ihn von seinem fernern Platze hin zu ihren Füßen.

Der Genius der Liebe schwirrte durch die Luft, er schlug, schwebend über Franciska und Abilgard, mit den großen Flügeln an einander, wie ein Adler, der der Beute entgegenstürzt.

Neuntes Capitel.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der krankhafte Zufall des Fürsten der klugen Franciska nicht unerwartet kam. Denn nachdem sie eine Stunde sich der süßen Unterhaltung der Liebe hingegeben hatte, zog sie hinter dem Spiegel einen langen Brief an den Fürsten hervor, worin sie ihre Theilnahme an seiner Krankheit mit der innigsten, rührendsten Zärtlichkeit geschildert hatte. Diesen Brief sollte Abilgard nebst dem Bericht hinterbringen, sie habe ihn in seiner Gegenwart geschrieben.

Der Fürst glaubte gutwillig daran, las den Brief im Beyseyn Abilgards, und rief einmal über das andre: „die gute Seele!"

Es ist sonderbar, aber für die Verführung noch unschuldiger Menschen im höchsten Grade gefährlich, daß der Glaube an die Treue des

Weibes, auf die Art von einem schwachen Manne geäußert, selbst in den Augen des Schuldigen lächerlich wird, und ihm Anlaß giebt, sein Verbrechen in das Gewand des Komischen zu hüllen. Abilgards Gewissen war noch nicht so sehr vom Geräusch des Hoflebens betäubt, daß er das Rufen desselben nicht hätte hören sollen, als er sich dem Manne nahte, den er betrogen hatte. Aber er machte sich nur Vorwürfe, so lange er den Fürsten nicht sah. Als er vor ihm stand, schien ihm nichts geschehen, als daß einem Narren sein Recht wiederfahren sey. Diese tadelnswürdige Selbsttäuschung Abilgards war um so leichter möglich, als er wohl wußte, das der Fürst für das, was sein Herz Liebe nannte, keinen Sinn, ja keine Ahndung davon hätte, und er ihm also gewissermaßen nichts zu rauben vermeinte. So betrügt sich der Mensch, das zweyköpfige Ungeheuer, das eine Vernunft für die Tugend, und eine andre für das Laster zu haben scheint.

Franciska fand ihre Erwartungen in Abilgarden nicht getäuscht. So zu lieben wußte

nur er. Solche Innigkeit, solche Gluth des Gefühls, gepaart mit dem Lichte eines schwärmerischen, über die Wirklichkeit erhabnen Geistes, war ihr noch nicht vorgekommen. Sie glaubte wirklich ihn wieder zu lieben, weil sie sich sonst bey der Fülle seiner Empfindung vernichtet gefühlt hätte. Wie gerne hörte sie ihn über die Liebe sprechen, wie innig schloß sie ihn an seine Brust, wenn er sagte: „Ein „buntes regelloses Spiel mannichfaltiger „Kräfte wirkt das Leben in uns, bis die Liebe „erwacht, und Haltung, Verstand, Harmonie „in den Menschen bringt. — Und wie in „der kleinen Welt, in seinem Geiste, so in „dem großen Reich der Natur. Was fragen „wir ferner, durch welche Kräfte das Weltall „zusammenhängt, und ob ein Schöpfer die „Welt erschuf? — Gott ist die Liebe! Greift „in euren Busen und fragt, ob ihr Gott empfindet, erkennt."

Adilgard fühlte sich so glücklich. Wirklich wären auch diese Tage ihm immer die glücklichsten seines Lebens gewesen, wäre der Maaßstab, wornach er ihren Werth bestimmte, nicht

späterhin von einer bessern Ueberzeugung zerbrochen worden.

Wir überlassen die Liebenden ihrer in Stille genährten Glückseligkeit, wir senken den Vorhang wieder, hinter welchen Franciska ihre Mysterien übte, und wenden uns auf ein anderes Feld, um auch dort den unerfahrnen Jüngling handeln zu sehen.

So ganz die Liebe ihn erfüllte, und so anhaltend er sich mit ihren Bildern schon vor der vertrauten Bekanntschaft mit Franciska beschäftigte, so vernachläßigte er doch nicht, die Pflichten seines Amtes mit möglichster Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Zwar hatte ihm Bellrid nur zum Schein die Direktion des Armenwesens übertragen; er hoffte, der junge Mann würde sich es nicht einfallen lassen, eine seit langer Zeit und absichtlich so verwickelte, verworrene Sache ergründen zu wollen, oder gar das Gewebe von Unordnung entwirren, das sie umgab — um die rechtliche Untersuchung derselben unmöglich zu machen. Aber Se. Excellenz hatten sich geirrt. Abilgards Herz trieb ihn an, die Gelegenheit seinen Mit-

menschen nützlich zu seyn nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen. Er war daher ämsig beschäftigt, über das Fach, dessen Leitung ihm übertragen war, alle nur mögliche Aufklärung zu erlangen. Er untersuchte im Archiv alle hierher gehörigen Papiere, revidirte die Rechnungen, und wollte vorzüglich dadurch den Bestand der Kasse, über welche er disponiren könne, erfahren. Er fand indessen bald, daß in neuern Zeiten eine unendliche Verworrenheit in dem Abschluß der Bücher herrschte; daß Gelder, die für Arme bestimmt waren, in die Privatkasse des Fürsten zurückgezahlt, oder zu Besoldung der Hofbedienten verwandt wurden; daß von andern gar keine Rechnung abgelegt war, und daß, um in dieser Sache aufs Reine zu kommen, er eine Geschichte der Armenanstalten in diesem Lande, von ihrer ersten Entstehung bis zu jetzigen Zeiten, entwerfen, und alle Mißbräuche, die sich dabey von Jahr zu Jahr eingeschlichen, ohne Schonung aufdekken müsse, wodurch alsdann den schändlichen Beraubungen der Armuth auf immer ein Ende gemacht werden könnte. Es gelang ihm

nach sorgfältiger Mühe, endlich über diese Angelegenheit zur völligen Klarheit zu kommen. Nur über die Mittel einer wiederherzustellenden Ordnung konnte er nicht mit sich einig werden, indem hiezu eine vertrautere Bekanntschaft mit allen Details der Landesverfassung erfordert wurde. Der Minister hätte ihm vielleicht am besten Aufschluß geben können, aber Abilgard hatte, nicht ohne inneres Wohlgefallen, den Plan, den Präsidenten mit einer völlig klaren Sache zu überraschen, und seinem Freunde und Beförderer dadurch seine Dankbarkeit zu zeigen.

Er wendete sich also an einen Mann, dessen Erfahrung und Kenntnisse, so wie seinen rühmlichen Eifer für alles Gute, Abilgard sehr bald entdeckt hatte. Dieser Mann war eben der Kammerrath Brockmann, zu dessen Sturz Abilgard dem Präsidenten behülflich seyn sollte. Die allzufeine Politik Bellrids war Schuld, daß Abilgard von dem übeln Verhältniß zwischen ihm und dem Kammerrath durchaus nichts ahndete, und dadurch oft verleitet wurde, statt für den Minister, gegen ihn zu wirken. Bellrid,

der den jungen Grafen zu einer langsamen Maschine bilden wollte, ließ sich anfangs jeden Widerspruch von ihm gefallen, um ihn treuherzig zu machen, und sein Vertrauen sich zu sichern. Ueber Brockmann sagte er nichts, weil er erst eine günstige Gelegenheit erwarten wollte, ihn als den schlausten gefährlichsten Heuchler zu schildern.

Abilgard legte also unwissend dem Feinde des Ministers die ganze Verfassung des Armenwesens, mit allen daselbst herrschenden Mißbräuchen, vor Augen, und fragte ihn um Rath, wie dem Unfug am sichersten gesteuert werden könnte. Brockmann, der den jungen Kammerherrn bisher nur als einen Günstling des Präsidenten angesehn hatte, und der es gewohnt seyn mochte, durch falsche Vorspiegelungen von Zutrauen, in Versuchung geführt zu werden, äußerte anfangs Mißtrauen in Abilgards Absicht; als aber dieser mit solcher Wärme sich der Angelegenheiten der leidenden Menschheit annahm, und besonders aufgebracht auf die entdeckten Betrügereyen eines gewissen G. war, so zweifelte Brock-

mann zwar nicht mehr an seiner Aufrichtigkeit, glaubte aber doch, der junge Mann würde seine Plane nicht durchsetzen wollen, wenn er erst erführe, mit wem er es in dieser Sache zu thun habe. So lebhaft auch Brockmann für alles Gute interessirt war, so hatte ihn Erfahrung und Alter doch in dem Grade vorsichtig gemacht, daß er nie einen Kampf mit seinen Feinden begann, wenn er voraussehen konnte, er werde gegen sie nichts ausrichten. Von solcher Beschaffenheit schien ihm der gegenwärtige Fall. Er widerrieth daher gänzlich, die Sache in Anregung zu bringen. — Denn es war ihm nicht unbekannt, daß der Secretaire G., nicht ohne Vorwissen des Ministers, so gewissenlos mit dem hieher gehörigen Gelde umging; ein Theil desselben wurde sogar der schönen Franciska heimlich zu heimlichen Ausgaben abgeliefert. Das wußte Brockmann, aber Abilgard ahndete es nicht.

Der Jüngling drang also auf Gründe, warum der ältere Staatsmann sich gegen eine so gerechte Sache erklärte. „Sie werden nichts ausrichten, sagte dieser, und thun ohne-

hin wohl, wenn Sie das Terrain erst kennen zu lernen suchen, ehe Sie Krieg anfangen.

Abilgard hielt diese Rede für eine hämische Anspielung auf seine Jugend, und antwortete: „Wenn Ihnen die Erfahrung Gleichgültigkeit gegen ungerechte Handlungen anzurathen scheint, so sagt mir dagegen meine noch nicht veraltete Pflicht, daß ich den Krieg nicht scheuen soll, wenn es die Angelegenheit, die Gerechtsame der Unglücklichen gilt."

Brockmann antwortete nur durch ein Achselzucken. Der Widerspruch erwärmte Abilgard noch mehr für sein Vorhaben, und sogleich, im ersten Eifer, fuhr er zum Minister, dem er nicht nur die Armensache vortrug, sondern auch seinen Verdruß über Brockmanns Indolenz merken ließ.

Bellrid befand sich hiebey in einer sonderbaren Verlegenheit. Der Augenblick schien da zu seyn, wo er dem Grafen den erwünschten Haß gegen seinen Feind beybringen konnte; aber die Veranlassung war der Art, daß der Präsident durchaus in den Rath des Gegners

einstimmen mußte. Dennoch durfte er diese Harmonie nicht eingestehn, wenn die erste Absicht gelingen sollte. Der Hofmann wußte sich zu helfen.

„O mein Freund, sagte Bellrid, wüßten Sie, wie tief diese Geschichte mein ganzes Herz erschüttert. Ich sah alles seit lange voraus, ich wußte alles, was vorging, und konnte doch nichts ändern. Darum schwieg ich; Sie werden bemerkt haben, wie ich nie gegen Brockmann mit Ihnen gesprochen. Endlich mußte er sich selbst verrathen. Graf — hic niger est, hunc tu Romane caveto! Ich glaube wohl, daß er Ihre menschenfreundliche Absicht mißbilligt, denn er ist es, der mit G. die ganze Unordnung zu Stande gebracht; in seinen Beutel fließen die Gelder.

Abilgard. „Ist es möglich? Der Mann scheint die Ehrlichkeit selbst zu seyn; sogar sein Stolz hat die Miene, als würde er von dem Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit sanctionirt.“

Bellrid. „Dieser Mensch hat die Heu-

cheley in ein System gebracht; schwer und selten läßt er sich durchschauen."

Abilgard. „Aber da es Ihnen glückte, warum theilen Sie Ihre Entdeckung nicht dem Fürsten mit, und schaffen einen Menschen aus dem Wege, der an seinem wichtigen Posten noch oft Gelegenheit haben kann, zu schaden?"

Bellrid. „Der Mann hat eine Tochter, — und der Fürst — — Sehn Sie, der Mann steht bey seiner Durchlaucht in großem Ansehn!" — —

Abilgard. „Ha! ich verstehe. Also nach diesen Rücksichten wird hier bestimmt, was recht und gut ist?"

Bellrid. „Ich hoffe, Sie werden mir nicht die Schuld beylegen, wenn ich hier nicht gehandelt habe. Unglücklicherweise ist jenes Verhältniß mit der Tochter außer mir niemanden bekannt, Sie sind der erste, dem ich es anvertraue. Sie sehn also wohl, daß ich dem Fürsten in Liebesangelegenheiten nicht widersprechen darf, da er mich zu seinem Vertrauten gemacht. — — Doch, wenn ich

nicht irre, so scheint gerade jetzt ein Zeitpunkt, wo Sie, mein theurer Graf, zum allgemeinen Besten wirken können. Der Fürst kann unmöglich glauben, daß Sie den geringsten Verdacht eines Verständnisses zwischen ihm und der Brockmann hätten; daher wird er es durchaus nicht übel nehmen, wenn Sie etwas gegen sie sagen, oder vielmehr sie geradezu als eine Buhlerin schildern. Und das dürfen Sie ohne der Wahrheit im geringsten zu nahe zu treten: denn das Mädchen steht seit einigen Monaten mit dem Herrn von Seltau, einem Landedelmann, in sehr enger Verbindung, ja man sagt, sie trage sich bereits mit einer Frucht dieser Liebe. Es wird eine ärgerliche Geschichte: denn da sie damals noch keine Bekanntschaft mit dem Fürsten hatte, so wird natürlich die Rechnung nicht zutreffen. Wer also der Freund unsers Herrn ist, muß ihn bey Zeiten warnen, um ihn gegen eine schreckliche Ueberaschung zu schützen. Aber Brockmann ist schlau, und könnte die Gutmüthigkeit, das Vertrauen Sr. Durchlaucht leicht mißbrauchen, ihnen allerley Lügen aufzubür-

den, welches um so leichter möglich seyn wird, da der Fürst wegen Franciska die Sache durchaus so heimlich als möglich halten muß. Daher ist es nothwendig, zu eilen, und dem Brockmann jeden Zutritt zum Fürsten zu vertreten. Wenden Sie, lieber Tellheim, Ihr ganzes Ansehen an, diesen schlechten Menschen verhaßt zu machen; schildern Sie die Betrügerey und Verächtlichkeit der Tochter mit etwas lebhaften Farben, und ich hoffe, es soll uns nicht mißglücken, den Brockmann zu entfernen. Zwar hat der Mensch lange Jahre dem Hofe gedient, und daher könnte es manchem scheinen, als habe er Ansprüche auf Belohnung. Auch weil man den Leuten nicht über ihn und die Tochter die Augen öffnen darf, ohne Se. Durchlaucht zu compromittiren, könnten sie um so eher über Ungerechtigkeit schreyen. Aber auch dagegen ließe sich Rath schaffen. Ist einmal der Fürst gegen ihn gestimmt, so sagen Sie, Sie hätten unter der Hand erfahren, Brockmann wünsche selbst, um die Schande seiner Tochter zu verbergen, sich zu entfernen; es wäre daher

unter diesen Umständen eine große Gnade, wenn Se. Durchlaucht ihm den Befehl zuschickten, nach Holland in Angelegenheiten des daselbst in Sold stehenden Regiments zu reisen; wäre er einmal dort, so könnte ihm leicht die Rückkunft verboten werden; man wäre seiner los, und hätte doch allen Eclat vermieden."

Abilgard, den der Eifer für Gerechtigkeit beseelte, sagte: „Dazu würde ich gar nicht rathen. Man ist es dem Staate schuldig, jeden Heuchler und Betrüger zu entlarven; ist Brockmann schuldig, so muß seine Schuld an den Tag kommen, seine Bestrafung für ähnliche Vergehen abschreckend werden. Ich kann unmöglich dafür stimmen, daß der niederträchtigste Bösewicht, — denn was kann schändlicher seyn, als den Bettler zu bestehlen? — mit einer bloßen Verweisung davon komme. In Ansehung der Tochter könnte die Sache auch ohnedem, aus Schonung für den Fürsten, verheimlicht werden. Ist der Edelmann der Verführer des Mädchens, so ist er verpflichtet sie zu heyrathen, was auch sonst vor-

gefallen seyn mag, und ist sie seine Frau, was kann es alsdann für einen Eclat geben?"

Bellrid. „Bedenken Sie, daß das Mädchen nicht von Adel ist?"

Abilgard. „Ich glaube, Ew. Excellenz, wir beyde sind zu aufgeklärt, als daß dieser Umstand in unsern Augen für ein Hinderniß gelten kann."

Bellrid. „Ah, mein Lieber, ich denke wie Sie, mir ist der geringste Tagelöhner, den ich als Mensch achten muß, lieber als ein verächtlicher Kaiser. Aber, sehn Sie, wir leben einmal in Verhältnissen, — die Welt richtet sich nicht nach unsern Idealen, wir müssen uns nach ihr richten; es ist so manches, worauf wir Rücksicht nehmen müssen, das vielleicht keinen absoluten, aber doch einen relativen Werth hat. Wir können die Grenzlinien der Stände nun einmal nicht ineinander laufen lassen. Wir müssen Einrichtungen, die wir nicht gemacht, unsern Nachkommen überliefern, welche ein Recht haben die Erhaltung derselben von uns zu fordern. Wir haben ein Beyspiel vor uns; wir sehen,

wie unglücklich Frankreich geworden, seit es den Adel abgeschafft."

Bellrid brachte noch mehrere ähnliche hochadliche Vernunftschlüsse zum Vorschein. Es war ihm darum zu thun, hierüber mit Abilgard in Streit zu kommen, indem er hoffte, dadurch seine Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken. Auch konnte der Gegenstand des Streits nicht besser gewählt seyn, denn Abilgards eigenes heimliches Interesse war zu innig damit verbunden.

„Ich habe, sagte dieser, auf alle Ihre Beweise, daß ein Adlicher kein bürgerliches Mädchen heyrathen dürfe, auch wenn er der Räuber ihrer Unschuld ist, nichts einzuwenden als daß die Vernunft sich dagegen empört. Was kann es für Verhältnisse geben, die einem Mann die Erfüllung seiner Pflicht verbieten? — Die Welt, sagen Sie, richtet sich nicht nach unsern Idealen? Wehe dem Menschen, der seine Begriffe von Heiligkeit und Edelmuth nach den herrschenden Meinungen erschlaffter Wollüstlinge richtet, der nicht nach

seinen Kräften arbeitet, die Welt um sich her seinen Idealen ähnlich zu machen!"

Bellrid. „Junger Mann, Sie schwärmen! wir müssen die Menschen nehmen, wie Sie sind."

Abilgard. „Das ist die große Stütze der Unthätigkeit, darum geschieht so wenig für Wahrheit und Recht, darum legen sich Männer, die handeln sollten, auf das weiche Kopfküssen der Indolenz, — weil wir die Menschen nehmen müssen, wie sie sind. Verzeihen mir Ew. Excellenz, wenn ich aufrichtig gestehe, daß unter allen Gemeinplätzen, hinter denen die große Welt ihren Egoismus zu verbergen sucht, ich keinen grundloser, schädlicher und menschenfeindlicher finde, als diesen. Ja wohl hat die Nachwelt Rechte an uns; sie wird und darf es uns nie verzeihen, daß wir ihr noch ein Chaos von Unsinn und Vorurtheil überlieferten, da der große Zeitpunkt der Geschichte uns so laut auffordert, das entehrende Joch abzuwerfen."

Bellrid. „Mon Dieu, Mr. le Comte, vous parlez comme un roturier, ha, ha, ha!

Ich denke wie Sie, wiederhole ich Ihnen noch einmal, aber können einzelne Menschen verjährte Meinungen und Rechte von Tausenden umstoßen? Geduld, Geduld; mit der Zeit wird alles möglich. Und lassen Sie uns vorerst nicht gegen den Adel, lassen Sie uns gegen böse Menschen kämpfen. Haben wir erst den Gottlosen, sie mögen sechzehn Quartiere haben oder nicht, die Gewalt aus den Händen gespielt, und das Ansehn und die freye Wirksamkeit der Guten hinlänglich befestigt, so müssen alle Vorurtheile von selbst wegfallen, — und wird der Aristocratismus der guten Menschen, der immer das Wünschenswertheste für den friedlichen Bürger bleibt, dadurch eingeführt werden."

Dieser in der Theorie scheinbar wahre Satz, konnte jetzt Abilgard blenden, da die Wärme seiner Empfindung ihn unfähig machte, seine Gedanken gehörig zu prüfen. Er glaubte in den Worten des Ministers eine durchdachte Erfahrung, gepaart mit ächter Menschenliebe, zu erblicken. Es that ihm leid, den edlen Mann verkannt und vielleicht

beleidigt zu haben. Er stimmte seinen Ton sogleich um, und sagte:

„Wenn der jugendliche Enthusiasmus mich hinreißt, so verzeihen Sie mir! Ich liebe das Gute, und möchte es sogleich ungeduldig durchsetzen. Doch beharre ich auch nicht eigensinnig auf meiner Meinung. Nur werden Sie nicht leugnen, daß die Vermählung des Herrn von Seltau mit der Demoiselle Brockmann hier das beste Mittel ist, die gewünschte Verheimlichung der Geschichte zu bewirken."

Der Minister glaubte das zugeben zu dürfen, indem er sich in dem Augenblick auf eine neue List besann. „Das wäre schon recht, sagte er, aber Seltau ist bereits verheyrathet!"

„Verheyrathet?" rief Abilgard, und alle Muskeln seines Gesichts zogen sich krampfhaft zusammen — „Verheyrathet? und doch konnte er ein Mädchen verführen?"

Bellrld. „Wenigstens im Begriff zu heyrathen. Ja, ich kann nicht in Abrede seyn, Herr von Seltau erscheint dabey ein wenig leichtsinnig" — —

Abilgard. „Leichtsinnig? Ich dächte, er erschiene als ein Schurke! O Gott, sollte auch das ein Vorrecht des Adels seyn, daß ein Mensch so handeln darf, ohne an seiner bürgerlichen Achtung zu verlieren? Unter Menschen, denen die Tugend heilig ist, sollte ein solcher Bösewicht ein Geächteter, Geschändeter seyn."

Bellrid. Was nennen Sie Tugend? der tugendhafteste Mann kann ja wohl einmal eine Galanterie mit einem Mädchen haben, — und nachher heyrathen wollen. Ich sehe gar nicht ein, wie eine so alltägliche Sache Sie in Affekt bringen kann. Es ist wahrhaftig bey der Sache nichts zu thun. Und der Tausch, den Herr von Seltau gemacht, ist so vortheilhaft für ihn, daß es Sünde wäre, ihn zu der abgebrauchten Bröckmann zurückzubringen. Seine junge Gemahlin, oder Braut, besitzt Vorzüge, die ihr die Achtung aller Menschen sichern müssen. Sie wird vielleicht am ersten den Wildfang zu zähmen wissen."

Abilgard war eigentlich, ohne daß er sich es gestand, in Eifer gerathen, weil er als Bür-

gerlicher sich durch die adlichen Sentiments des Ministers beleidigt fühlte, und seine Eitelkeit ihm sagte, wie viel Vorzüge er vor dem unnützen Gesindel besitze, das mit solcher Selbstgefälligkeit auf die sogenannten niedern Stände herabsieht. — Vielleicht hatte sogar ein entfernter in seiner Seele dämmernder Wunsch, Franciska zu seinem Weibe zu machen, einigen Antheil an seinem Betragen. Er machte sich nachher Vorwürfe darüber, indem er glaubte, dem Minister vielleicht Verdacht wegen des Geheimnisses seiner Geburt gegeben zu haben. Wirklich fand auch Bellrid die heutige Aufführung des sonst sehr artigen Kammerherrn ein wenig sonderbar, aber er schrieb sie dem Verdruß über Brockmann zu, und schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, er hätte ihm vielleicht nicht einmal alles gesagt, wie sehr er Ursache habe, mit dem beschwerlichen Alten unzufrieden zu seyn. Er erneuerte also seine Vorstellungen, bat dringend alles anzuwenden, dem Fürsten die schnelle Entfernung des Raths als das beste Mittel anzurathen, die Schande der Tochter zu

verbergen. Abilgard konnte, da er den Herrn von Seltau für verheyrathet hielt, am Ende nichts weiter einwenden, und versprach, dem Fürsten alles zu entdecken. Der Minister schied nicht ohne große Zufriedenheit von ihm, denn von dem Armenwesen war glücklich nicht mehr die Rede gewesen.

Daß Abilgard sich so willig finden ließ, den Anschlag des Präsidenten auszuführen, ohne bey einer so wichtigen Angelegenheit ernstlicher nachzuforschen, wird ihm in den Augen feinfühlender Menschen eben nicht zur Ehre gereichen. Dennoch wird man sein Betragen sehr natürlich, und darum zu entschuldigen finden, wenn man seine augenblickliche Stimmung, und seine ganze Lage an diesem Hofe in Erwähnung zieht. So glücklich ihn auch Franciska in gewisser Hinsicht machte, so konnte doch keine irdische Entzückung ihn auf die Dauer taub gegen die Stimme seines Gewissens machen. Ueber den schönen Himmel seiner neuen Liebe zogen daher oft dunkle, sturmbeladne Wolken auf; und nicht selten fühlte er sich dabey aufs heftigste erschüttert.

Er mußte etwas haben, woran er sich in diesem Sturm aufrecht erhielt, um nicht in den Abgrund der Selbstverachtung zu fallen. So selten auch diese Augenblicke kamen, wo er vor sich selbst schrecklich zusammenfuhr, wenn er an sein Verhältniß zu Franciska dachte, so schnell sie vorüberflogen, — denn dies reizende, in allen Künsten der Verführung große Weib, hätte wohl einen Philosophen so sehr berauschen können, daß er seine Begriffe von Tugend für leeres Hirngespinnst, und die Entzükkungen, die sie gab, für eine weit menschlichere Weisheit und Sittlichkeit hätte halten sollen; — so schnell Abilgard in dem süßen Bewußtseyn, er sey geliebt, Ersatz für das Entbehren einer zweifelhaften Tugend suchte und fand, so waren doch jene Augenblicke zu gewaltsam, um ganz ohne Folgen zu seyn. Die Begriffe des Guten und Rechten waren zu innig mit seiner Natur verschmolzen, daß er nicht auch gestrebt hätte für sie zu handeln. Unmöglich wäre es ihm gewesen, sich von dem schönen majestätischen Weibe loszureißen, und wenn seine Anhänglichkeit an sie Unrecht war, so

wollte er es durch andre Handlungen, oft durch große Anstrengung, und Aufopferung seiner liebsten Wünsche wieder gut machen.

Darum war ihm sein Amt so heilig: es schien ihn wieder auszusöhnen mit dem strengen Richter, er glaubte wieder seinen Platz in einer moralischen Ordnung der Dinge einnehmen zu dürfen. Schon vor dem Verständniß mit der Geliebten seines Herrn suchte er kein unnützes Glied des Staates zu seyn, jetzt aber verdoppelte er alle seine Anstrengungen. Mußte nicht unter diesen Umständen auch seine Freude doppelt groß seyn, als ihm die Aufklärung und Anordnung einer so verwickelten Sache gelungen war? — Als habe er eine schwere drückende Schuld getilgt, als falle eine Last von seinem Herzen, fühlte er sich, da er die nöthigen Papiere zusammennahm, und zu Brockmann ging. Er glaubte schon alles überwunden zu haben, und wollte nur noch sich den Weg anweisen lassen, um nicht zu irren, und den nächsten zum Ziele zu gehen. — Die Schwierigkeiten des alten Brockmann überraschten ihn daher auf eine sehr unangenehme

Weise. Die Ruhe seiner eignen Seele hieng gewissermaßen von dem Gelingen seines Planes ab; er konnte dem Manne unmöglich folgen, der ihm rieth, die ganze Sache aufzugeben. Er drang auf Gründe, und es schien ihm, als hielte man ihn noch für zu jung um Reformationen zu machen. Das verdroß ihn. Er eilte also zum Minister, und argwöhnisch, wie er in diesem Augenblick doppelt seyn mußte, glaubte er in den adlichen Vorurtheilen neue Hindernisse zu finden, das Gute zu thun. Er mochte hier wohl nicht sehr bündig schließen. — Die That des Herrn von Seltau endlich dünkte ihm so verächtlich, weil er sich gestand, daß nur die Unmöglichkeit ihn abhalte, Franciska seine Hand anzubieten.

In diesen innern Verwickelungen mit sich selbst verwebt, wußte er nicht deutlich, was er that, als er dem Minister versprach, er wolle gegen Brockmann handeln. Doch mußte ihm dieser Mensch auch wieder als das größte Hinderniß erscheinen, seine menschenfreundliche Absicht durchzusetzen.

Zehntes Capitel.

Die Dinge nahmen bald eine ganz andre Wendung, als irgend eine von den dabey interessirten Personen sie erwartet hatte.

Noch ehe Abilgard mit dem Fürsten über Brockmann sprach, erhielt er Winke über den Minister, die ihm in dieser Angelegenheit vorsichtig zu Werke zu gehen anriethen. Sein Freund, der Obriste, war hinter die Kabale gekommen, den Herrn von Seltau mit der Frau von Westerfeld zu verheyrathen. Seine Tochter war eine Freundin von der Brockmann, die kein Geheimniß vor ihr hatte, und so auch ihren schrecklichen Zustand, sich von Seltau verlassen zu sehn, ihr vertraute. Das Fräulein, auf das zärtlichste für Ruhe und Glück ihrer Freundin bedacht, fragte ihren

guten und klugen Vater um Rath. Dem Obristen wurde es bey seiner vieljährigen Bekanntschaft mit allen Leuten des Hofes nicht schwer, über diesen Herrn von Seltau nähere Erkundigung einzuziehen. Jedermann vertraute dem Obristen seine Geheimnisse an, denn die durchaus alltägliche Außenseite dieses Mannes, hinter welche er einen feinen Beobachtungsgeist verbarg, machte es den Höflingen allen glaublich, die Geheimnisse, die sie nun einmal nicht ganz für sich behalten konnten, wären bey ihm ohne alle Gefahr aufbewahrt; und da er selbst gar keine Rolle bey allen Hofintriguen spielte, so hielt man ihn am meisten fähig, die Wichtigkeit, die sich ein solcher Geheimnißkrämer gab, hinlänglich zur Befriedigung der Eitelkeit zu würdigen. Er erfuhr also, daß Seltau wirklich die Absicht gehabt Emilie Brockmann zu heyrathen; da indessen seine Finanzen nicht in den besten Umständen sich befanden, so bewarb er sich um eine eben erledigte Stelle als Oberhofmeister. Der Minister hatte sie ihm auch versprochen, nachher aber, als er erfahren, daß er die Tochter des Rath-

Brockmann heyrathen wolle, habe er sich mit der Abneigung des Fürsten, diese Stelle wieder zu besetzen, entschuldigt; jedoch ihm den Wink gegeben, es ließe sich vielleicht noch machen, wenn Herr von Seltau sich entschließen könnte die Westerfeld, für welche der Fürst, aus Dankbarkeit gegen ihren Vater, eine gute Partie suche, zu heyrathen.

Seltau, einer von den charakterlosen unnützen, wiewohl vornehmen Landjunkern, die eigentlich nie eine Frau nehmen, sondern sich nur eine Maitresse antrauen lassen, besann sich nicht lange. Die Westerfeld war eine alte Liebe; er hoffte ihr Herz, das ihm ehemals nicht abgeneigt war, wieder zu gewinnen, und da sie ihm eine Oberforstmeisterstelle, und die sichere Hoffnung auf eine ansehnliche Erbschaft geben konnte, so glaubte er in ihrem Besitz sich recht glücklich fühlen zu können, obgleich er sich nicht verhehlte, daß er Emilien leidenschaftlich liebe. Noch ein Umstand kam hinzu, der ihm die Partie mit der Westerfeld annehmlich machte. Seine Mutter, eine in dem adlichen Unsinn und Ahnenstolz erzogne,

und durch das natürliche Unvermögen ihres Verstandes auf ewig zu diesen Vorurtheilen verdammte Frau, hatte erklärt, daß sie das Bürgermädchen nie als ihre Tochter anerkennen würde. Diese Drohung war freylich nicht von dem bedeutenden Nachdruck der Enterbung begleitet, denn die gnädige Frau hatte seit dem Tode ihres seligen Herrn ziemlich ihr Vermögen verschwendet, und daher zu einer zweyten Ehe schreiten müssen. Herr von Seltau hatte kein Erbtheil erhalten, und von der Mutter nichts zu erwarten. Dennoch wünschte er mit ihr in gutem Vernehmen zu bleiben. Es war ihm nämlich, wie allen schwachen Menschen, unmöglich, ganz ohne Tugenden zu seyn, er hatte sich daher unter ihnen diejenige ausgewählt, die ihm am leichtesten zu erfüllen war: er wolte artig gegen seine Mutter seyn. Und mit diesem sogenannten kindlichen Gehorsam, den er sich zum Verdienst anrechnete, brachte er jedesmal sein Gewissen zum Schweigen, wenn es ihm über seine andern nicht lobenswürdigen Streiche eine Strafpredigt halten wollte.

Als Abilgard diese Nachrichten von seinem Freunde erfuhr, war ihm anfangs nur die Absicht des Ministers, warum Seltau die Brockmann nicht heyrathen sollte, ein Räthsel. Aber auch die Liebschaft des Fürsten mit dem Mädchen fieng an ihm zweifelhaft zu werden, denn der Obriste sprach von ihr mit ausgezeichneter Achtung, und versicherte mehrmal, sie sey eins der liebenswürdigsten, gesittetsten Mädchen der Stadt.

Abilgard glaubte, das Geheimniß, das der Minister ihm anvertraut hatte, nicht verrathen zu dürfen, daher bildete er sich in seinem Kopfe allerley Muthmaßungen, sagte dem Obristen aber nichts als daß er das Geschöpf bedaure, das ein Opfer dieser Kabale werden sollte.

Abilgard befand sich während dieser Unterredung im Hause des Obristen. Seine Tochter trat eiligst zu ihnen, und bat ihren Vater mit aller Wärme einer für Freundschaft empfänglichen Seele, ihre geliebte Emilie zu retten. Die Bestürzung des lieben Mädchens zeigte deutlich, daß etwas außerordentliches

vorgefallen seyn müsse. Man fragte ängstlich nach der Ursache, aber sie war nicht im Stande zusammenhängend zu erzählen. Nur öfters rief sie aus: „Es ist gräßlich! O über Franciska! über die Buhlerin, die hinter ihren klaren Augen eine so teuflische Seele verbirgt!“

Man kann sich leicht denken, daß Abilgard hiebey nicht wenig erschrocken ist. Der Obriste, der so gerne erfahren hätte, was seiner Tochter zu solcher Heftigkeit Veranlassung gegeben, glaubte anfangs, sie wolle in Gegenwart des Grafen die vielleicht sehr schlimme Geschichte nicht erzählen.

„Nein, sagte Henriette, ich habe kein Mißtrauen gegen Sie; Herr Graf, Sie sind ein edler Mann, und werden es nicht ohne Rührung erfahren, wie schändlich man mit dem ganzen Glück und der Ruhe eines Mädchens umgegangen. Ist irgendwo noch Hülfe für die Unglückliche, so hoffe ich sie von Ihnen, mein Vater; und auch Sie, Herr Graf, werden vielleicht nicht unthätig dabey seyn. Emilie ist das unglücklichste Geschöpf, sie liebte

LB Coburg

den Bösewicht mit so unaussprechlicher Zärtlichkeit, ach gerne hätte sie ihr Leben für ihn hingegeben. Und wie behandelt er sie jetzt? Gott! man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, der auf deiner Erde wandert, und die Augen nach dem Himmel richtet, so schändlich seyn kann. Hören Sie mich an."

„So gut und schuldlos Emilie ist, so hatten die Künste des schlauen Verführers sie doch zu überreden gewußt, ohne Vorwissen ihres Vaters ein Verständniß mit ihm anzuknüpfen. Sie sahen sich anfangs nur selten bey öffentlichen Versammlungen, aber sie lernten sich bald verstehn. Briefe wurden die Dollmetscher ihrer Gefühle. Seine Briefe athmeten die reinste Liebe zur Tugend, eine so heilige Achtung für alles Edle und Gute. Emilie glaubte den schönen Worten. Der Mensch war ihr nicht gleichgültig, seine gefällige Gestalt, seine einschmeichelnde Art zu sprechen, seine scheinbar so edlen Empfindungen erwarben ihm des Mädchens Herz. Der Briefwechsel hatte schon eine Weile gedauert, als der Liebhaber immer dringender um eine

geheime Zusammenkunft bat. So fest auch Emiliens Vertrauen zu ihm war, so glaubte sie doch, ihm diese Bitte abschlagen zu müssen. O ihr guter Geist warnte sie. — Endlich gelang es dem Herrn von Seltau, eine Tante der Familie zu gewinnen, in deren Hause und Beyseyn sich die Liebenden einigemal sahen. Aber die Gegenwart der alten Dame mochte ihm dennoch lästig seyn. Begierig ergriff er daher ein Anerbieten, das ihm unerwartet entgegen kam. Herr von Seltau hatte in einer Loge im Theater seine Brieftasche verlohren, wie es schien; Frau von Seelhorst, die Busenfreundin der Franciska, hatte sie gefunden, und invitirte am andern Tage durch ein artiges Billet den jungen Mann, sein Kleinod von ihr abzuholen. Seltau erschien. — Sie sind verliebt, mein theurer Freund, redete sie ihn an, bis über die Ohren verliebt, — und werden wieder geliebt, angebetet; wahrhaftig man sollte glauben, es gäbe außer dieser gar keine Liebe mehr in der Welt, das Mädchen scheint sie alle zu besitzen, so zärtlich, so glühend fühlt ihr junges Herzchen. Aber

Sie dauern mich dennoch, denn — ich habe einen Brief gelesen, weil ich wissen mußte, wem das Portefeuille gehörte, um es dem Eigenthümer wiederzugeben, — ich sehe daraus, daß Ihnen noch keine Zusammenkunft gestattet wurde. Herr von Seltau, fuhr die Dame mit einem bedeutenden Lächeln fort, ich kenne das menschliche Herz — — das meinige treibt mich an, für das Glück meiner Freunde zu sorgen. Ich verspreche Ihnen, Sie sollen Ihre Emilie, wenn Sie anders wollen, nächstens bey mir sehen. — Herr von Seltau, dem der Verlust seiner Brieftasche, und der Verrath seines Geheimnisses anfangs nicht sehr erfreulich seyn mochte, sah jetzt durch das Anerbieten der Frau von Seelhorst sein geglaubtes Unglück sich in ein ganz unerwartetes Glück verwandeln.

Die Dame hielt Wort. Durch allerley Ränke, mit deren Erzählung ich Sie nicht ermüden will, wußte sie Emilien mit Einwilligung ihres Vaters zu sich ins Haus zu locken. Emilie stickt sehr schön, und Frau von Seelhorst lernte von ihr. Anfangs war letztere

allein, und Emilie ahndete nicht, welche Absichten diese Frau mit ihr hatte. Unvermuthet erschien Seltau. Emilie ward im höchsten Grade bestürzt, aber die Dame stellte sich als wisse sie gar nichts von ihrer Bekanntschaft, und präsentirte die beyden Liebenden einander, als ob sie sich zum erstenmale sähen. Emilie fand nachher öfterer ihren Freund in diesem Hause; das gute Kind war zu schwach, der Gelegenheit aus dem Wege zu gehen, und zu unerfahren, um sie zu fürchten. Die Seelhorst wußte den Zufall so geschickt zu lenken, daß Emilie keine Absicht vermuthen konnte, wenn sie mit Seltau allein gelassen wurde. Leider wurde meine arme unglückliche Freundin ein Opfer der List. Seltau schwur ihr die heiligste, unverbrüchlichste Treue, sie glaubte und —— ist seit drey Monaten vor Gott die Frau dieses Menschen. Ich weiß nicht, soll ich es ein Glück oder Unglück nennen, daß sie indeß nicht nöthig hatten, ihre öffentliche Verbindung zu beschleunigen. Seltau gab vor, er erwarte erst die Oberforstmeisterstelle, um nachher sogleich ihren Vater um seine Einwilligung,

die er nicht versagen dürfe, zu bitten. Angst und Beschämung hielten Emilien ab, sich ihrem Vater zu entdecken. Seltau schien sein Betragen gegen sie nicht zu ändern, vielmehr gab er ihr nun immer deutlichere Beweise seiner wahrhaften Liebe. Er eröffnete ihr seine ganze Lage, gestand seine ehemaligen Thorheiten, und schien durch diese Bekanntschaft aus einem Wüstlinge ein treuer, ordentlicher Mensch geworden zu seyn. — Es konnte unter diesen Umständen nicht fehlen, die Seelhorst mußte ihre Vertraute werden. Aber das gottlose Weib glaubte jetzt sich nicht mehr gegen Emilien verstellen zu dürfen, und suchte sie vielmehr in ihre schändliche Denkungsart einzuweihen. Emilie, die keine Empfänglichkeit für ihren Unterricht hatte, schauderte, als sie plötzlich gewahr wurde, in welche Gesellschaft sie gerathen sey; sie betrat nie wieder die Schwelle der Seelhorst. — Die Tante wollte die Zusammenkunft in ihrem Hause nicht mehr gestatten, weil sie nicht hoffte die Einwilligung ihres Schwagers Brockmann zu dieser Verbindung zu erhalten. Emilie sah

also den Geliebten jetzt nur selten. Briefe wurden wieder die einzige Zuflucht. Bald kamen auch diese seltner von Seiten Seltau. — Endlich erfuhr Emilie, daß Franciska in ihrem Hause dem Herrn von Seltau zu heimlichen Zusammenkünften mit der Baronesse Westerfeld Gelegenheit gebe, daß der treulose Mensch in die Falle gegangen, sich mit der Westerfeld verlobt habe, und im Begriff stehe, sich heimlich mit ihr trauen zu lassen. Es ist nur zu gewiß, daß die Sache sehr eifrig betrieben wird. Franciska und der Minister bieten alles auf, die Ehe zu beschleunigen, denn diese sind es, die das ganze Stückchen ausgesonnen, um sich an Brockmann für seine Ehrlichkeit zu rächen."

Der Obriste ging nachdenkend im Zimmer auf und nieder, als Henriette erzählte. Adilgard erstarrte vor der Bosheit, deren Gewebe er plötzlich so deutlich zu erblicken glaubte. Um ihm auch nicht die kleinste Hoffnung, daß er sich irren könne, übrig zu lassen, machte ihn der Obriste mit allen niederträchtigen Ränken bekannt, die der Präsident von jeher angewen=

det, seinen Gegner zu stürzen. Abilgard glaubte nun auch nicht mehr die angebliche Verbindung des Fürsten mit Emilien verschweigen zu müssen. Henriette bewies ihm, daß der Fürst nie eine Sylbe mit ihr gesprochen. Die Bosheit lag am Tage.

„Was ist dabey zu thun?" fragte der Obriste.

„Retten Sie, retten Sie, mein Vater!" flehte Henriette.

„Es ist schwierig, mein Kind, antwortete der Obriste, und selten rathsam, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen."

„Die Sache der Unglücklichen, sagte Abilgard, darf uns nicht fremd seyn. Ist es uns gelungen die Bosheit des Ministers zu entdecken, so ist es nicht nur erlaubt, es ist auch unsre Pflicht, ihr entgegen zu handeln. Wir müssen völlig Unbekannte gegen seine Ränke zu schützen suchen, — und Emilie ist die Freundin Ihrer Tochter, Brockmann ein achtungswürdiger, nützlicher Staatsmann; das Schicksal dieser Menschen darf uns nicht gleichgültig

seyn. Wir müssen uns der Gewalt der Bösen entgegenstellen.

Der Obriste. „Mein Herz giebt Ihnen recht, meine Erfahrungen, mein Verstand haben noch mancherley gegen Ihre Raschheit einzuwenden. Lassen Sie uns wenigstens vorsichtig und langsam zu Werke gehn."

Henriette. „Es ist keine Zeit zu verlieren, — Herr von Seltau wird vielleicht noch heute getraut."

Abilgard. „Das soll er nicht, bey Gott nicht. Ich eile zum Fürsten und entdecke ihm das ganze Complot."

Der Obriste. „Das thun Sie ja nicht, Sie könnten leicht das Uebel nur ärger machen. Franciska würde sich wohl herauszuhelfen wissen, und Sie hätten nur sich selbst geschadet. Da die Sache schon so weit gediehen ist, so glaube ich überhaupt nicht, daß irgend noch etwas dagegen gethan werden kann. Wir könnten in der Eile uns übereilen, und mit dem ganzen Gewebe der Bosheit auch die Fäden zerreißen, an denen jene böse Menschen festhängen, und über lang oder kurz

sich selbst verstricken, verschlingen würden. In solchen Fällen handelt man meist am klügsten, und auch am nützlichsten für den Unglücklichen, wenn man gar nichts thut. Es läßt sich ohnehin voraussehn, daß das Schlimmste, was der armen Emilie begegnen kann, die unzertrennliche Verbindung mit einem Menschen wie Seltau wäre. Darum bedaure ich auch am meisten die Westerfeld, denn sie ist eine sehr gute Frau."

„Aber, mein Vater, sagte leise Henriette, Emilie fühlt sich Mutter, das hat sie mir so eben entdeckt, und das ist es, was mich in Angst und Schrecken gebracht."

Der Obriste. „Das ist was anders! — Herr Graf, wir müssen handeln, wir müssen eilen." — Er sann einige Augenblicke nach, und fuhr dann weiter fort. „Gehn Sie, lieber Tellheim, sogleich zur Westerfeld. Es thut nichts, wenn Sie sie nicht kennen, ich gebe Ihnen mein Wort, Sie werden gut aufgenommen werden. Es ist nicht möglich, daß sie das geringste von Seltau's Verbindung mit Emilien weiß. Entdecken Sie ihr alles,

stellen Sie ihr vor, daß sie nicht edler handeln kann, als wenn sie dazu mitwirkt, daß Seltau Emilien als seine rechtmäßige Braut anerkennt, und sich so bald als möglich mit ihr trauen läßt. Sie verstehn mich schon; ich hoffe nicht, daß Sie vergeblich sprechen werden. Ich will unterdessen den Seltau aufsuchen und ernsthaft mit ihm reden. — Doch, daß wir uns ja keinen falschen Schritt zu Schulden kommen lassen! Es ist in diesem Punkte sehr wichtig, die Quellen zu kennen, aus denen du deine Nachrichten geschöpft hast. Angst und Besorgniß kann sie vielleicht sehr vergrößert haben. Denn ich begreife wirklich nicht, wie es möglich ist, daß irgend ein Mensch, der nicht mit in dem Complot verwickelt ist, alle die genauen Umstände, wie z. B. Seltau's Unterredung mit der Seelhorst, wissen kann?"

Henriette. „Die Sache leidet keinen Zweifel; Seltau hat die ganze Geschichte einem Freunde, der in **** studirt, geschrieben; dieser Freund mag nicht sehr discret mit dem ihm anvertrauten Geheimniß gewesen seyn,

denn der Brief ist in fremde Hände gerathen, und endlich sogar bis zu Emiliens Bruder, der sich bekanntlich auch dort aufhält, gelangt: Der junge Brockmann hat seiner Schwester Seltau's Brief überschickt. Ich selbst habe ihn gelesen. Er enthält mehrere Unterredungen mit dem Minister, mit der Seelhorst und mit Franciska, welche uns, die wir mit dem Charakter und den Absichten dieser Menschen noch besser bekannt sind, als Seltau es seyn konnte, die deutlichsten Aufschlüsse über die boshafte Kabale gegeben haben."

Eilftes Capitel.

Abilgard fuhr sogleich zur Frau von Westerfeld. Ehe er noch das Haus erreicht hatte, begegnete er Franciska, die eben daher kam. Letztere, die nicht wissen konnte, wohin ihn sein Weg führte, lehnte sich aus der Kutsche und grüßte ihn sehr freundlich. Er glaubte sich nicht verrathen zu dürfen, und erwiederte diesen Gruß mit eben der Freundlichkeit, obgleich er sich zu überreden suchte, daß er dies Geschöpf, das bisher sein Herz besessen, hasse und verachte. „O wie fest, rief er vor sich aus, hast du dich schon in diesen Künsten des Hoflebens verstrickt! Wahrheit und Offenheit wich sonst nie von dir, aber in der Schule der Falschheit hast du bald gelernt dich zu verstellen. Doch lange will ich die Maske nicht tragen; sobald mir es gelungen die Anschläge

der Bosheit zu vernichten, will ich ihr mit der verdienten Verachtung begegnen.

Frau von Westerfeld nahm den Besuch des Kammerherrn an, weil er ihr ein dringendes wichtiges Geschäft hatte ankündigen lassen, obgleich sie selbst wichtige Geschäfte hatte, und ihre Zeit sehr kostbar war, denn sie wollte sich ankleiden, um innerhalb zwey Stunden als geschmückte Braut mit Seltau vor dem Prediger zu erscheinen.

Abilgard hatte sie noch nie gesehn; eine schöne Frau von majestätischem Ansehen empfing ihn mit vieler Würde.

„Ich hatte bis jetzt nicht die Ehre, Sie, gnädige Frau, zu kennen; die Veranlassung, die mich zu Ihnen führt, läßt mich es indessen mit doppelter Freude empfinden, wie Ihr Anblick Vertrauen einflößt. Und ich bedarf dieses Vertrauens, weil meine Absicht mir selbst sonst gewagt und sonderbar scheinen müßte. Sie werden nach dieser Ankündigung schon urtheilen, das es ein außerordentlicher Fall seyn muß, den ich Ihnen vorzutragen habe. Aber ich brauche Ihnen wohl nicht

mehr zu sagen, als daß es die ganze Ruhe und das Glück eines unverschuldeten guten Mädchens ist, um von Ihrem Antheil überzeugt zu seyn."

Frau von Westerfeld. „Sie machen mich im höchsten Grade neugierig."

Abilgard. „Die Tochter eines rechtschaffnen, verdienstvollen Mannes, ein Mädchen, das Liebenswürdigkeit des Charakters und seltne Talente vor vielen auszeichnen, machte vor einiger Zeit die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der geübt in Künsten der Verführung auch ihre Aufmerksamkeit zu fesseln wußte. Das junge, unschuldige Geschöpf, durchdrungen von der hohen Wahrheit und schönen Innigkeit ihrer eignen Empfindungen, ahndete nicht, daß ihr Geliebter, der die einschmeichelndste Ueberredung in seiner Gewalt hatte, hinter der schönsten Sprache, dem rührendsten Ausdruck erhabner Gesinnungen, hinter einer bezaubernden Darstellung, die ihren edelsten Gefühlen einen treffenden Namen liehen, wodurch sie sich so ganz von ihm verstan-

den wähnte, sie ahndete nicht, sage ich, daß er hinter den größten Bildern, die er ihr vorhielt — eine kleine, fast möchte ich sagen, niedrige Seele verbarg. Umstände und Gelegenheit, und noch mehr eine hinterlistige Bosheit, die dem Mädchen, oder vielmehr ihrem Vater schaden wollte, begünstigten seine unlautern Absichten. Er verführte das Mädchen. Mochte vielleicht sein Gewissen in einem Augenblick moralischer Aufwallung lauter als gewöhnlich sprechen, oder war es nur Verstellung, — er schien indessen fest entschlossen das Mädchen zu heyrathen. Einige Zerrüttung seiner ökonomischen Umstände machte aber, nach seiner Angabe, es ihm unmöglich, diesen Vorsatz sogleich auszuführen. Er bewarb sich um ein Amt. Der Mann, der dies Amt zu vergeben hatte, war der Feind des Vaters seiner Geliebten. Nur unter der Bedingung, daß er dieses Mädchen nicht heyrathe, und dagegen eine andre Verbindung, die man ihm vorschlug, eingehn wolle, versprach man ihm die Stelle. Der junge Mann nahm die Bedingungen an, verließ das unglückliche Ge-

schöpf, und ist jetzt im Begriff mit seiner neuen Geliebten auf ewig verbunden zu werden.

Frau von Westerfeld. „Der junge Mann verräth einen sehr elenden Charakter. — — Aber, mein Herr Graf, darf ich fragen, warum Sie mir diese Geschichte erzählen?“

Abilgard. „Weil Sie, gnädige Frau, allein das Mädchen vor ihrem völligen Verderben, vor ihrer Entehrung und vor dem niedrigsten Schimpf bewahren können.“

Fr. von Westerfeld. „Ich? In welchem Zusammenhange kann diese Geschichte mit mir stehn?“

Abilgard. „Trauen Sie mir zu, edle Frau, daß ich eine freudigere Veranlassung innigst wünsche, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben; daß ich glücklich seyn würde, auf irgend eine andre Art für Sie zu handeln. Der Zufall hat es anders gewollt. Unter den gegenwärtigen Umständen ist es dennoch die ächteste Besorgniß auch für Ihr Glück und Ihre Ruhe, wenn ich jetzt mit einer grausamen Anklage vor Sie trete.“

„Fr. v. Westerfeld. „Ich bitte Sie, reden Sie! Ich bin fürchterlich in Angst!“

Abilgard. „Der Mann, der das Mädchen verführte, ist — Herr von Seltan!“

Frau von Westerfeld, der diese plötzliche Anklage allerdings eine fürchterliche Ueberraschung war, sprang von ihrem Stuhle auf, blickte auf Abilgard, der ebenfalls schnell in die Höhe fuhr, mit einem starren vom Schreck gefesselten Blick, und blieb wohl eine Minute in ihrer Stellung, worin sie einem Marmorbilde glich. Dann ging sie einige Schritte ins Zimmer, stand wieder still, und schien sich Kraft ersinnen zu wollen, ihr Schicksal zu begreifen. Doch plötzlich verließen sie die Sinne, und sie sank ohnmächtig zu Boden. Abilgard sprang hinzu, kniete vor ihr nieder, richtete den herunterhängenden Kopf aufrecht und lehnte ihn an seine Brust, indem er den obern Theil des Körpers mit seinen Armen unterstützte. Auch ihn verließ die Besonnenheit, denn er vergaß um Hülfe zu rufen. Die Stellung wurde indeß bald beschwerlich; er stand auf, und trug die halb entseelte Frau

auf die Ottomanne. — Es stand ein Glas Wasser auf dem Tisch, Abilgard bediente sich desselben um die unterdrückten Lebenskräfte durch einen schnellen Reiz wieder hervorzurufen. Es gelang ihm, denn so eben schlug sie die Augen wieder auf. Er nahm Theil an ihrem Leiden, und fühlte daher in diesem Augenblick eine große Erleichterung. Die Scene selbst war ihm ganz neu, und erfüllte ihn mit völlig unbekannten Empfindungen. Seine Unbesonnenheit hatte eine Frau, die er jetzt zum erstenmal sah, deren Wesen ihm aber auf den ersten Blick Achtung und Antheil einflößte, in diesen in der That traurigen Zustand gesetzt. Er machte sich darüber Vorwurf, und wünschte lebhafter noch als vorher, ihr helfen zu können. Er war wie ein unbekannter Schutzgeist gekommen, sie aus den Händen eines elenden Menschen zu befreyen, und jetzt schien es fast als habe er sie in die Arme des Todes geliefert. Sie hatte die Augen zwar auf einen Augenblick geöffnet, aber noch lag sie da völlig bewegungslos. Er stand vor ihr mit der einen Hand sich auf die

Lehne eines nebenstehenden Stuhles stützend, und mit seinem Kopf etwas über sie hingebeugt. Indem er ganz nur ihre Leiden zu fühlen glaubte, merkte er nicht, daß sich mit dem Bilde der Leidenden zugleich ein angenehmes Gefühl in seine Seele drängte. Daß er eine Unbekannte unter diesen Umständen kennen lernte, das rührte ihn so ungewöhnlich. Er wußte nichts von ihr als ihre Leiden, die sich jetzt wie ein Leichentuch über ihre blasse Wange legten, und ihre Schönheit, die sich nicht verdecken ließ, stimmte auf die natürlichste Art seine Theilnahme zu noch höherem Anklang. Diese Stimmung mag ihn entschuldigen, wenn er noch immer niemand herbeyrief, der Baronesse zu Hülfe zu kommen. Es war als mißgönnte er jedem andern den Anblick des rührenden Schauspiels.

Endlich erlangte sie wieder ihr Bewußtseyn, ihre Sprache. „Verzeihen Sie, sagte sie mit schwacher Stimme, — der Schreck — — jetzt ist mir es besser.“

Abilgard konnte kein Wort sprechen. Die Dame stützte ihren Kopf mit der rechten Hand,

die linke lag grade ausgestreckt, am Körper angeschmiegt. Sie blickte durchs Fenster wie nach dem Himmel. In dieser Stellung verharrte sie lange. Ihr Auge war unbeweglich immer nach derselben Gegend gerichtet. Fast unwillkührlich blickte auch Abilgard dorthin. Er sah leichtes Gewölk wie Flor schnell über den Himmel ziehen. Es war ihm als läge Trost für die Unglückliche in diesem Spiel der Wolken mit den Winden. Still und schauerlich wie über dem Grabe ward es in diesem Zimmer, wo ein gefühlvolles Weib manche schöne Hoffnung, manche geahndete Freude zu Grabe trug. Noch vor wenig Augenblicken schuf die Phantasie im Dienst der Liebe einen blühenden freundlichen Garten um sie her, jetzt hatte ein einziges Wort die frühlingsartige Schöpfung zusammengestürzt, und aus den Trümmern bildete sich eine enge kalte Felskluft wie ein ewiges Grab aller Lebendigkeit.

Nahe an einer Stunde waren die beyden Menschen, die sich nicht kannten, unter unaussprechlichen Empfindungen bey einander gewesen, als die Baronesse plötzlich aus ihrem

dumpfen Nachsinnen zu erwachen schien. Sie stand auf und redete Abilgard mit einer ihn befremdenden Fassung an: „Ich muß Sie bitten, mich jetzt zu verlassen, sagte sie, wollen Sie mir aber eine Gefälligkeit erweisen, so kommen Sie nach einer Stunde wieder zu mir. Ihre Gegenwart ist bey dem Geschäft, das ich vorhabe, durchaus nothwendig.

Abilgard versprach wiederzukommen, und ging, noch nicht erholt von der Erschütterung, die diese Scene in ihm hervorgebracht hatte. Er war allein und dachte mit tiefem Ernst über seine That. Er hatte sie mit dem stolzesten Gefühl begonnen, jetzt erschien sie ihm fast nur als eine Unbesonnenheit. Er wollte Gutes stiften und hatte Unglück gebracht. Zwar hoffte er, es würde nach dem Sturm sich aufklären, aber das erwartete Glück war fern, das nahe Unglück des leidenden Weibes sprach vernehmlicher zu ihm. „O wie beschränkt ist der Mensch!“ rief er aus. Ich habe ein Verbrechen verhüten wollen, und wer weiß wie viel unglückliche Folgen ich herbeygezogen habe! Kenne ich die Verknüpfung, in welcher die

Bosheit des Ministers vielleicht mit der Ruhe und dem ungestörten Glück von vielen Menschen stand? Kann ich die Reihe der Begebenheiten übersehn? Der Mensch sollte nie etwas gewaltsam thun. Die Hand, die verwegen in die Kette des Schicksals greift und sie zu zu zerreißen sucht, zerreißt oft mit ihr den ganzen schönen Zusammenhang eines Lebens, das, nur seinem blöden Auge unsichtbar, in der Folge vielleicht sich ihm herrlich dargelegt hätte. Fromm sollten wir seyn, und fest an eine sittliche Ordnung glauben, die, über unsre enge Willkühr erhaben, die Handlungen und Schicksale der Menschen, unabhängig von uns, in nothwendige Verbindung bringt, und deren sicheres Ziel das Gute ist."

Zwölftes Capitel.

Als Abilgard sich wieder bey der Frau von Westerfeld einfand, ward er in ein großes geputztes Zimmer geführt, wo er sogleich den Minister und Franciska erblickte. Beyde waren sichtbar über seine Erscheinung verwundert, ohne jedoch ihr Staunen laut zu bekennen. Die Baronesse kam ihm mit der heitersten Miene entgegen und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Graf, daß Sie meine Bitte erfüllen, und Zeuge der feyerlichen Handlung seyn wollen, die wir zu beginnen im Begriff sind.“

Abilgard wußte nicht, was hier vorgehen sollte, und so befremdend ihm auch diese Anrede seyn mußte, so fand er es doch für das Beste, die Entwickelung ruhig abzuwarten. Außer den genannten Personen war hier nur

noch der Prediger gegenwärtig. Die Anwesenheit dieses Mannes und die Fassung der Frau von Westerfeld, Franciska und Bellrid — alles gab zu seltsamen Vermuthungen Anlaß. Und was er hier sollte, war ihm nicht weniger undeutlich, als es Franciska und der Präsident gern errathen hätten. Die Unterhaltung gab von keiner Seite Aufklärung. Man sprach von einem neuen Schauspiel von Iffland, das heute gegeben werden sollte. Jedermann schien bemüht hinter dies Gespräch seine ängstliche Erwartung zu verbergen, und sorgfältig vermied man sogar jede heimliche Anspielung, die den Hofleuten sonst so geläufig ist, und sie, trotz aller erzwungenen Verstellung, doch zu offenherzigen Thoren macht.

Endlich öffneten sich die Flügelthüren, Herr von Seltau und an seiner Hand ein junges Frauenzimmer traten herein. Ihnen folgte der Kammerrath Brockmann, dessen langsamer feyerlicher Schritt, und sein mit erhabener Ruhe um sich blickendes Auge, den allgemeinen Eindruck von Staunen und Besorgniß noch vermehrte. Frau von Westerfeld stellte

das junge Frauenzimmer als Emilie Brockmann der Gesellschaft vor. Jedermann schwieg, nur Abilgard errieth das seltne Weib, das ihm durch die seltne That die größte Bewunderung ihres Charakters einflößte.

Herr von Seltau nahm das Wort. „Sie sind eingeladen, meine Herren und Damen, sagte er, der feyerlichen Handlung als Zeugen beyzuwohnen, die mich auf immer mit dem Gegenstand meiner Wünsche verbinden soll. Ich halte es in diesem Augenblick für Pflicht, vor Ihnen zu bekennen, daß ich freywillig, nur durch mein Herz bestimmt, mich entschlossen, der Mademoiselle Brockmann meine Hand anzubieten; und daß ich es für ein unverdientes Glück erkenne, die Einwilligung zu einer unauflöslichen Verbindung von ihr und ihrem würdigen Vater erhalten zu haben. Sollte vielleicht dieses Bekenntniß überraschend und befremdend scheinen, so setze ich nur noch hinzu, daß nur das entehrendste Mißtrauen in meinen Charakter es sich einfallen lassen konnte, mich zu andern Schritten verleiten zu wollen. Zwar, ich gestehe es, ich hatte einen Augen-

blick gleißnerischen Vorspiegelungen Gehör gegeben, aber der Großmuth der edelsten Frau" — indem er sich gegen die Baronesse wandte — „danke ich es, daß meine Verblendung noch zu rechter Zeit von mir wich. Ja, Ihnen verdanke ich selbst in diesem Augenblick die Stärke der Seele, daß ich es bekennen kann, wie unrecht ich habe handeln wollen."

Dieses Bekenntniß, das von einer innigen Rührung, die sich in Ton und Geberde offenbarte, begleitet war, versöhnte zum Theil wieder mit diesem Menschen. Man sah, daß er mehr aus Schwäche als aus Bosheit gefehlt hatte. — Indessen bewirkte seine Rede unter den Anwesenden, je nach eines jeden Wunsch und Absicht, sehr verschiedene Empfindungen. Noch schwieg man, aber Stellung, Blick und Miene war sprechend. Franciska's Augen waren bald auf Emilien bald auf die Westerfeld gerichtet. Sie schien beyde mit einander zu vergleichen, und diese Absicht selbst ihnen recht fühlbar zu machen; denn ihre spöttische verächtliche Miene, wenn sie die Damen vom Haupt bis zu den Füßen musterte, sollte diese

in Aerger und peinliche Verwirrung bringen. In der That würde sie auch ihren Endzweck unter andern Umständen vielleicht nicht verfehlt haben, wäre nicht jede zu sehr beschäftigt gewesen. Nur Abilgard bemerkte sie, und das war vielleicht am wenigsten ihr Wunsch.

Emilie schlug verschämt die Augen nieder; nur das Incarnat auf ihren Wangen verrieth ihre innere Bewegung.

Frau von Westerfeld stand in einer edlen majestätischen Stellung nicht fern von dem Brautpaar. Das Bewußtseyn eines edlen Herzens gab ihrer Haltung diese Würde, die zugleich von einer liebevollen Theilnahme an dem gegenwärtigen Schicksal umkleidet war, und durch keinen Zug dem reuigen Seltau imponiren oder ihn beschämen wollte. Hohe, reine, humane Tugend lag auf ihrer freyen offnen Stirn, wie vor ihrem klaren Auge.

Bellrid machte eine sonderbare Figur; die größte Ungewißheit über den Zusammenhang dessen, was hier vorging, theilte gleichsam seine Stimmung in zwey Theile, aber die Ungewißheit suchte sich hinter ein hämisches Lächeln zu

verbergen. Er stand an einen Tisch gelehnt, mit dem Rücken gegen den Spiegel gekehrt. Die linke Hand war mit Pretension in die Seite gestemmt; die rechte spielte mit der Uhrkette. Der Rücken war etwas gekrümmt, aber der Kopf, mit einer kleinen Beugung zur Seite, in die Höhe gerichtet: — das sollte wie Stolz aussehn, aber es sah nur aus, als ob er nach etwas horchen wollte.

Abstechend gegen diesen geschrobnen Hofmann stand Brockmann neben seiner Tochter in natürlicher Ungezwungenheit, fest und sicher.

Der Prediger, auf den bis jetzt niemand zu achten schien, suchte eine Attitüde, die zu der Wichtigkeit, die ihm nicht lange mehr ausbleiben konnte, passen möchte. Er zog mit der einen Hand die Weste tiefer herunter, legte zwey Finger der andern etwas geöffnet und zierlich über seine Lippen, indem er sich zurecht hustete; oder er that sein Daseyn dann und wann durch die bedeutsamen, mit vieler Würde und hohlem Tone ausgesprochnen Worte: — „ja! ja!“ — kund.

Abilgard stand in dieser Gruppe wie ein

Mensch, der sich über das Gute, das er vor seinen Augen geschehn sieht, aufrichtig freut, nicht ohne das süße Gefühl eigner Mitwirkung; so wie Seltau im Herzen wünschen mochte, daß die That, die er jetzt vor hatte, mehr ein Werk seines eignen Willens als fremder Betriebsamkeit seyn möchte. Seine Stimmung war daher unstreitig die ängstlichste. Darum nahm er auch bald wieder das Wort, als niemand auf seine gegebene Erklärung etwas erwiederte: „Ich bitte daher Sie, hochwohlehrwürdiger Herr, uns im Angesicht Gottes das feyerliche Versprechen abzunehmen, daß wir uns nie verlassen und Schmerzen und Freuden mit einander theilen wollen.“

Jetzt trat der Minister hervor, und stellte sich mitten in den Zirkel, der sich zu bilden anfing, indem er sagte: „Obgleich wir allerdings unter einem andern Vorwande hierher versammelt wurden, so wünsche ich Ihnen, liebenswürdiges Brautpaar, doch aus voller Seele Glück. Es wäre mir um so angenehmer und erfreulicher, dieser Handlung als Zeuge beyzuwohnen, als ich das Verdienst eines

Mannes, der mit mir seit vielen Jahren in einem Collegio arbeitet, durch dieses unverhoffte Glück seiner Tochter, auf die würdigste Art belohnt sehe. Aber, mein würdigster Herr Kammerrath, als ein treuer Diener des Fürsten werden Sie es mir nicht verargen, wenn ich hier für die Rechte Sr. Durchlaucht spreche. — Der für das Glück aller seiner ihm anvertrauten Unterthanen so zärtlich besorgte Landesvater, müßte es allerdings befremdend finden, ihm in dieser Sache alles verschwiegen zu haben. Ja Se. Durchlaucht werden sich um so mehr darüber wundern, als Sie gesonnen sind, dem Herrn von Seltau einen ansehnlichen Posten anzuvertrauen. In Erwägung dessen, und da doch vermuthlich die Sache keine Eile hat, sehe ich mich genöthigt, für die Aufrechthaltung der Landesgesetze, die ein dreymaliges Aufgebot von der Canzel anbefehlen, zu wachen, und Ihnen, wohlehrwürdiger Herr, im Namen Sr. Durchlaucht durchaus zu verbieten, die Trauung jetzt schon vorzunehmen."

Brockmann trat zu ihm, mit der Würde

eines Mannes, der sein Recht fühlt, und den Bösewicht, den er in seiner Gewalt hat, nur aus Schonung nicht züchtiget. „Wir alle, Ew. Excellenz, sagte er, verehren diesen Eifer für die Aufrechthaltung der Gesetze; erlauben Sie indeß, daß ich diesmal Ihrem Verbot einen höheren Befehl entgegensetze." Er überreichte ihm ein Papier, und trat mit ruhiger Heiterkeit wieder an seinen vorigen Platz.

Der Minister wollte seinen Augen nicht trauen; es war die vom Fürsten eigenhändig unterschriebne Dispensation von dem gewöhnlichen Aufbieten. Bellrid erblaßte wie ein beschämter Schulknabe, und gab zitternd die Schrift dem Prediger. Niemand begriff, wie es möglich gewesen, in so kurzer Zeit dieses Papier zu erhalten, aber gegen die Aechtheit ließ sich nichts einwenden.

Der Minister hatte den Kopf verlohren. Nur Franciska wollte ihren Feinden den Triumph über sie nicht gönnen, wenigstens sollte man nicht die Freude haben, sie hier als Zeugen zu behalten. Sie erhob ein großes

Gelächter, und sagte: „Wahrhaftig, eine lustigere Comödie habe ich noch nie gesehen.“

Frau von Westerfeld trat zu ihr, und verwies sie mit allem Nachdruck und Gewicht, die einem edlen Weibe über eine Buhlerin zu Gebote stehen, zur Ruhe, indem sie sagte: „Madam, was hier vorfällt, ist nur lustig im Gegensatz des Unglücks, das Sie uns bereiten wollten. Ihnen gebührt darum dies unschickliche Lachen wohl um so weniger, als Sie sich schwerlich über das Mißlingen Ihres Plans freuen werden. Was hier vorgeht, ist sehr ernsthaft, und ich fordre von Ihnen, daß auch Sie sich mit anständigem Ernste betragen.“

„Wahrhaftig, meine schöne Dido, antwortete Franciska, Sie werden mir nicht zumuthen, auch eine Rolle in dieser Farce zu übernehmen, und als Zuschauerin muß mir das Lachen erlaubt seyn. Indessen danke ich Ihnen, daß Sie mich so nachdrücklich daran erinnern, daß hier eigentlich nur für die Gallerie gespielt wird. Wahrhaftig, ich bin schon zu lange hier gewesen, am Ende versäumte ich darüber den Iffland im großen Theater. —

Kommen Sie, Graf, — sagte sie zu Abilgard, indem sie ihm ihren Arm gab — führen Sie mich in den Wagen, ich halte es hier nicht mehr aus."

Offenbar mußte Franciska glauben, daß ihr Geliebter nur hierher eingeladen wäre, um den Sieg über ihre Partey desto glänzender zu machen; denn, hätte sie auch nur ahnden können, daß er mit gegen sie verschworen wäre, schwerlich hätte sie ihm den Arm angeboten. Abilgard war daher nicht wenig verlegen, aber er hatte keine Zeit zum Ueberlegen, denn Franciska zog ihn fast gewaltsam mit sich fort.

„Haben Sie in Ihrem Leben ein alberner Weib gesehen als die Westerfeld?" fragte sie auf der Treppe.

„Sie hat mir Achtung für ihren Charakter eingeflößt!" antwortete Abilgard.

„O über den kindischen Menschen!" sagte Franciska, „sehn Sie denn nicht, daß alles nur Comödie ist? der Prediger ist ja ein verkleideter Bediente."

„Das ist er nicht, Madame, ich habe eben

diesen Mann schon oft in seinen Berufsgeschäften gesehn."

„Ich glaube gar, Sie wollen mich Lügen strafen? — Nun? Sie fahren doch mit mir?"

„Nein! ich habe mein Wort gegeben, bey der Trauung gegenwärtig zu seyn."

„Ueber das zarte Gewissen! Fahrt zu!"

Als Abilgard ins Zimmer zurückkam, winkte ihn der Minister in eine Ecke des Fensters. „Sie haben Ihren Auftrag nicht gut ausgerichtet!" sagte er.

Mit unüberlegter Heftigkeit antwortete Abilgard: „Im Gegentheil, Ew. Excellenz, ich habe ihn vortrefflich ausgerichtet, denn Sie wollten ja, daß ich den Heuchler entlarven sollte."

Jetzt ging dem Präsidenten ein Licht auf. „O, rief er halb laut, ich habe eine Schlange in meinem Busen genährt!"

Die Trauung ging unverzüglich ohne weiteres Hinderniß vor sich. Bellrid wäre gewiß nicht gegenwärtig geblieben, hätte er gewußt, was neben ihm vorging, aber er stand in sich vertieft, suchte sich alles zu erklären, und sann

auf Rache. Er glaubte die Spur eines tief angelegten Complots entdeckt zu haben, auch Franciska vermuthete er darin verwickelt. Erschrocken über die mannichfaltige Gewalt, die er gegen sich gerichtet sah, wollte er anfangs durch Demuth und Schmeicheley sich nur vertheidigen, aber ein teuflischer Gedanke, der ihm in die Seele kam, gab ihm wieder Muth. Als daher die Ceremonie vorüber war, war er wieder völlig Meister seiner selbst. In den gewähltesten Ausdrücken wünschte er den Neuvermählten Glück, sagte dem Kammerrath noch eine Schmeicheley, und versicherte der Frau von Westerfeld, eine Herrschaft über sich selbst, wie sie sie besitzen müsse, verdiene die Bewunderung der Welt. Portia bliebe nur ein furchtsames Weib gegen eine solche Heldin. — Darauf entfernte er sich aus der Gesellschaft.

Wir wollen den Leser nicht mit Erzählung dessen ermüden, was hier noch gesagt, gedacht und empfunden wurde. Es läßt sich leicht errathen, daß jedermann, selbst Frau von Westerfeld, über diesen Ausgang der Begebenheit

froh war. Nöthiger scheint es uns beym Schluß dieses Capitels, wenn auch nur kurz, zu berichten, wie es zugegangen, daß in so kurzer Zeit alle Hindernisse, die dem Glück der armen Emilie entgegenstanden, aus dem Wege geschafft werden konnten.

Fast in demselben Augenblick, als Henriette dem Obristen und Abilgarden das Complot des Ministers entdeckte, hatte sich die geängstete Emilie ihrem Vater zu Füßen geworfen, und ihre ganze traurige Lage bekannt. Ein schrecklicher Augenblick für den Vater, eine Höllenpein für das Mädchen. Wie ein Schutzengel erschien ihnen der Obriste, der sein übernommenes Geschäft durch das Geständniß der Tochter sehr erleichtert fand. Er konnte sich nun kurz fassen, und drang bey dem Vater darauf, er sollte sogleich zum Fürsten, ihm alles entdecken, und sich, wo möglich, von ihm die Erlaubniß holen, daß die Heyrath ohne Aufschub vor sich gehen dürfe. — Ueberraschung und Drang der Umstände geben dem kräftigen Menschen Gewalt über die flüchtige Zeit, lassen ihn in einem Augenblick unglaublich viel

ausrichten. So war der Obriste kaum eine halbe Stunde bey Brockmann, als dieser nur noch Mitleiden über das Unglück seiner Tochter, keine eigne Kränkung mehr empfand. Mit ruhigem Muth fuhr er zum Fürsten. Sein volles Vaterherz lieh ihm eine unwiderstehliche Beredsamkeit. Der Fürst wurde gerührt, und da Brockmann vorsichtig genug war, nichts gegen Franciska zu sagen, auch den Minister nicht eigentlich anzuklagen, sondern Bellrids Absicht nur errathen ließ, so willigte der Fürst in Alles, und unterschrieb sogleich die Concession, die Brockmann mitgebracht hatte.

Mit dieser Schrift begab er sich nach Hause, fand aber seine Tochter nicht, wohl aber ein Billet, worin er gebethen wurde, sich sogleich zur Frau von Westerfeld zu verfügen. Diese Dame war in seiner Abwesenheit zu Emilien gekommen, hatte ihr bekannt, wie sie von ihrem Schicksal unterrichtet sey, und feyerlichst versprochen dem Herrn von Seltau ihre Hand nicht zu geben. Emilie faßte Vertrauen zu ihr, und machte sie mit allem bekannt, was sie noch nicht wußte. Frau von

Westerfeld bat dringend, Emilie möchte mit ihr fahren. Emilie folgte. Frau von Westerfeld hatte die Absicht, Emilien in ihrem Hause in ein Nebenzimmer zu verbergen; dem Seltau sein Verbrechen vorzuhalten, und wenn er, wie sie von der Weichheit seines Charakters es nicht anders erwarten konnte, Reue zeigen würde, so wollte sie den Augenblick benutzen, und ihm das Versprechen abnehmen Emilien zu heyrathen. Sodann sollte diese hervortreten, und die Ueberraschung ihm keine Zeit lassen Einwendungen zu machen. Der Prediger, der einmal herberufen war, sollte sodann das übrige vollenden. Emilie wußte nicht, was hier vorgehn sollte, Frau von Westerfeld hatte ihr blos Genugthuung versprochen.

Schwerlich würde indessen der Plan der edlen Frau so ganz geglückt seyn, hätte ihn nicht der Zufall und die Mitwirkung anderer Menschen, die ohne genaue Verabredung für denselben Zweck arbeiteten, so herrlich begünstigt. Denn als der Obriste Brockmannen verließ, begab er sich sogleich zum Herrn von Seltau, den er eben mit seiner Bräutigams-

Toilette beschäftigt fand. Seltau wollte daher den unerwarteten Gast nicht annehmen, dieser aber schob die Bedienten, die sich ihm in den Weg stellten, bey Seite, und drang mit Gewalt in das Zimmer. Der Obriste, der übrigens nicht mit dem freundlichsten Gesicht empfangen wurde, kündigte an, daß er mit Herrn von Seltau allein zu sprechen habe. Die Bedienten mußten sich entfernen.

„Ich habe Eile, sagte Seltau, und bitte daher, daß Sie sich kurz fassen."

„Ich bin in gleichem Fall, antwortete der Obriste, also ohne Complimente. Ich weiß, daß Sie im Begriff stehen sich mit der Frau von Westerfeld zu verheyrathen. Im Namen der unglücklichen von Ihnen betrognen Emilie Brockmann, komme ich her Sie zu fragen, wie Sie sich unterstehn dürfen an eine andre Verbindung zu denken, da Sie ihr die heiligsten Schwüre der Treue gethan?"

Seltau. „Sie erlauben sich eine sehr sonderbare Sprache?"

Der Obriste. „Sie haben verlangt, ich sollte mich kurz fassen. Können Sie leug-

nen, daß Sie der Brockmann die Ehe versprochen?"

Seltau. „Ich sehe nicht ein, was Sie berechtigen kann mich darüber zur Rede zu stellen."

Der Obriste. „Mein Degen, Herr, und die Sache der wehrlosen beleidigten Unschuld. Kennen Sie diese Rechte? Wo nicht, so will ich Sie auf die nachdrücklichste Art damit bekannt machen. Viel reden hilft hier nicht. Sind Sie ein rechtschaffner Mann, sa werden Sie wissen, daß Sie schlechterdings die Verbindung mit der Westerfeld aufgeben müssen. Ich will glauben, Sie sind irre geleitet, verführt worden; noch haben Sie Gelegenheit sich mit Ihrem Gewissen auszusöhnen. Machen Sie wieder gut, was Sie verdorben haben. Ihnen bleibt ohnehin keine Wahl, denn Sie gehn entweder sogleich zur Westerfeld, entdecken ihr die Verbindlichkeit, die Sie gegen Emilien haben, und bitten sie, Sie von Ihrem neuen Versprechen um des ältern willen zu entbinden; — oder Sie gehn mit mir vors Thor; Sie haben die Wahl

unter diesen Pistolen, oder können auch selbst welche mitnehmen, — aber ich gebe Ihnen das heilige Wort eines Mannes, der noch vor keinem Menschen erschrocken ist, lebendig werden Sie den Weg nicht wieder zurück machen. Meine Kugel geht nie fehl Entschliessen Sie sich also zu einem doppelten Verbrechen, und zu einem gewissen Tode, oder handeln Sie wie ein guter Mensch, der zwar irren kann, aber keinen Augenblick in seinem Irrthum verharrt, sobald er ihn einsieht. Ich weiß, Sie sind nicht feig, die thörigte Ehrbegierde, mir Ihren Muth zu zeigen, kann Sie jetzt nicht von der Erfüllung Ihrer Pflicht abhalten, denn ich bin im Voraus davon überzeugt. Ohnehin weiß niemand, was zwischen uns vorgefallen, und wollen Sie von Ihrer Verirrung zurckkehren, so werden Sie in mir einen aufrichtigen zärtlichen Freund finden, der es Ihnen ewig Dank wissen wird, daß Sie ihm Gelegenheit gaben für Ihr wahres Glück zu sorgen."

Seltau. „Ich müßte der verworfenste unter den Menschen seyn, wollte ich länger

Ihren Edelmuth verkennen. Ja ich gestehe auf dem Wege der abscheulichsten Betrügerey zu seyn. Aber, bey Gott, ich bin mehr verführt, als durch mich selbst dazu bestimmt worden."

Der Obriste und Seltau schieden in Frieden. Seltau ging zur Frau von Westerfeld, und da er sie in einem Zimmer allein fand, kam er ihr mit dem Geständniß seines Verbrechens entgegen. So vorbereitet gelang der Plan der Westerfeld von selbst. Seltau wurde zu Emilien geführt, deren Vater auch gegenwärtig war. Bitten, Verzeihen, — alles war das Werk weniger Augenblicke. Frau von Westerfeld verließ sie, um in einem andern Zimmer Franciska und den Minister in Empfang zu nehmen.

Wir haben die weiteren Folgen unter unsern Augen geschehen sehn, und wollen hier nur noch eine Nachricht mittheilen, die zur Erklärung der Begebenheit nicht unwichtig ist, und die wir oben, um eine unangenehme Unterbrechung zu vermeiden, verschwiegen haben. Es war nämlich in diesem Lande Gesetz, daß die

Adlichen ohne vorhergegangenes Aufgebot getraut werden durften; war aber auch nur ein Theil bürgerlichen Standes, so durfte das Gesetz ohne Dispensation des Fürsten nicht umgangen werden. Diese Einrichtung war von den adlichen Landständen getroffen worden, theils um auch in göttlichen Dingen Vorrechte vor dem Bürger zu haben, theils um Mißheyrathen zu verhüten.

Dreyzehntes Capitel.

Die Freude über das bewirkte Gute verflog in wenigen Tagen aus dem Gemüthe Abilgards; was zurückblieb, war nur Bitterkeit gegen die Menschen, deren Neid und Selbstsucht sich ihm in so grellen Farben darlegte. Er hatte sich das Hofleben unter einem fröhlichen edlen Bilde gedacht; erhaben über die langweilige Alltäglichkeit gewöhnlicher Bedürfnisse, frey von den Fesseln der Noth und der bürgerlichen Vorurtheile, müßten die höhern Stände, glaubte er, sich nur in den hellen Regionen rein menschlicher geistiger Verhältnisse bewegen; ach, und er fand, daß unter ihnen die kleinlichste Gemeinheit, wie eine epidemische Krankheit, herrschte. Ein dicker feuchter Nebel lag auf dieser Höhe, die Brust des gesunden kräftigen Menschen athmete

schwer und beklommen; es war als hätten die Winde des Schicksals alle bösen Dünste hier herauf geweht.

Lange kämpft der Mensch, ehe er eine Hoffnung aufgiebt, langsam nur entschleicht ein geliebtes Bild mit den Blutwellen, die durch das Herz strömen, und auch dann bleibt noch lange seine Spur, wie der Abdruck eines Siegels, zurück. Wohl mußte Abilgard seinen Sinnen trauen, und den Irrthum sich bekennen, aber nur mit Schmerzen bezahlte sein warmes jugendliches Gefühl den schuldigen Tribut an die kalte Wirklichkeit, die ihm für gehoffte Früchte taube Blüthen reichte.

Abilgard erklärte sich seinen Unmuth, seine Traurigkeit daher, daß ihm ein Begriff geraubt wurde, an dem er mit Liebe hing, weil er gehofft hatte, eine Gesellschaft unter den Menschen zu finden, wo nur das Gute, das Edle, Schöne, Wahre und Große herrschte, und statt dessen niedrige kleinliche Ränke fand. Aber die Bemerkung, daß der Charakter der Höfe in glänzendem Elend bestehe, daß die Palläste Schulen des Lasters und der Falschheit seyen,

diese Bemerkung hätte er längst machen können, und hatte sie auch wohl gemacht. Was ihn jetzt beunruhigte, war, wenn gleich er es sich nicht gestand, der Raub seiner Liebe zu Franciska. Von neuem stürzte die schöne Welt zusammen, nur er — der Verlaßne sah sich zu seinem Unglück unter den Trümmern erhalten.

Eine Leere, ein chaotisches Gewebe von Thorheit und Laster, starrte ihn die ganze hier umgebende Welt an; wie vor einem offnen gähnenden Grab aller Tugenden stand er vor ihr mit einem liebenden, nur durch das Gute und Schöne gebildeten Herzen.

„Schwärmer, sagte er sich in einem einsamen Selbstgespräch, wann wirst du einsehen, daß deine Träume dich unglücklich machen? daß du durch sie ein Spiel fremder Launen und des Zufalls bist? Sage es dir recht oft, flicht es in das Gewebe deiner Weisheit, knüpfe daran alle Knoten deines Schicksals, halte dich an die einzige feste Gewißheit: Es ist kein Verlaß auf Menschen! Ihre freundliche Miene ist die Larve des Egoismus.

Ihre vermeinte Tugend ein weiches Kopfküssen des Stolzes und der Eitelkeit. Ihre Geselligkeit ein Kitzel der Sinne und der Selbstsucht. Ja, die höchste, schönste Verklärung in ihren Blicken, ihre ganze Liebe zum Göttlichen ist nur flüchtige, fliehende Ahndung. Das menschliche Geschlecht liegt tief, tief."

„Und du mußt mit zu ihnen hinunter sinken, oder auf immer dein Herz von ihnen trennen."

„Einsam schlage dein Herz in dem Gefängniß der Brust. — Ziehe eine hohe unübersteigliche Ringmauer um dein ganzes Wesen, und werde stumm wie der Felsen — der Städte und Länder trägt, und über den Druck nicht klagt!"

„So ist es. Alles ist eitel. Und wolltest du darüber erschrecken, daß du siehst, wie es ist?"

„Das wäre klein, und eben so niedrig, als was sich dir jetzt als — lieblos aufdringt!"

„Und wenn nichts Großes in der Welt wäre, so soll meine Duldung groß seyn

Niemand auf der ganzen weiten Erde soll je wieder in mein Inneres schauen. Alles können die Menschen zur Noth ertragen, nur nicht die reine göttliche Offenheit eines Herzens, das sich vor ihre Augen stellt. Unter den Betrügern ist nur die falsche Münze ächt. Darum leitet die schlaue Kokette den aufrichtigen Liebhaber am Narrenseil. Darum täuscht der ränkevolle Staatsmann den arglosen Bürger. Es soll keine Wahrheit unter den Menschen geltend werden — das ist die große Absicht aller geselligen Anstalten."

„Doch soll der edle Mensch nicht klagen, nicht zürnen! An die Erde gekettet, soll er dennoch von einer Zeit, die alle Schranken des Daseyns überspringt, die Erfüllung seiner Hoffnung erwarten? Um des Guten willen, das erst in der Unendlichkeit reift, soll er, in der gegenwärtigen Umgebung des Bösen, die Geduld und den Muth nicht verlieren zu handeln, zu wirken? — Er soll, und darum muß er können."

„Ja, ich ergebe mich dieser heiligen Gesin-

nung. Niemanden will ich meine Einsamkeit in der Welt entgelten, niemanden meinen Unmuth über die getäuschte Erwartung der unbefangenen liebevollen Jugend fühlen lassen. Aus Großmuth soll der Mensch dem Menschen vergeben. In stiller Ruhe des Weisen kann er die eitlen Spielereyen seiner Mitgeschöpfe beobachten, ohne seine Erhabenheit über sie sichtbar werden zu lassen. — — Er soll wohlthun, ohne Glück von irgend jemand zu erwarten."

„Glück! eitler thörigter Wahn, der die Kräfte der Menschen in ein endloses Spiel setzt! das ungewisse sich immer verrückende Ziel, dem wir alle nachjagen, und das keiner erlangt hat! — — Glück ist Sicherheit, ist die Ueberzeugung: alle Tage wie heute, und Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande. — Aber auf welchem Gebiete, das dem menschlichen Gefühl zugänglich ist, soll ich mein Glück suchen? Wo soll ich ein Materiale finden, an das sich das Innerste meines Herzens anschließen und sich auf ewig mit ihm vereinigen könnte? In Liebe und Freund-

schaft? Ach, alle die Menschen, die ich auf Erden erblicke, scheinen nur durch Eigennutz, Egoismus und höchstens durch Ostentation schöner Empfindungen zusammengehalten zu werden. Das heilige umfassende göttliche Gefühl der Liebe finde ich nur in meinem Busen verschlossen; und wo ich auf seinen Antrieb handeln will und unter die Menschen trete, da rufen mir ihre Gewalthaber durch Worte oder durch Thaten zu: „Schwärmer!“ — Darum nicht auf Liebe und Freundschaft baue dein Glück, — nur dem Leichtsinn blühen hier länger die Rosen. Dein Loos war die Einsamkeit!“

„Wo soll der Mensch Glück finden? Im Recht, das er ausübt? Wer hat jemals gehandelt, und mußte sich nicht gestehn, daß er in jeder Minute von neuem fehlte?“

„Soll er groß seyn und dem Gefühl der Größe alle seine menschlichen Wünsche und Hoffnungen anvertrauen? Aber, was wir thun, ist möglich, und nur das Unmögliche, das Unendliche ist groß?“

„Soll er Kenntnisse sammeln, und im

Wissen das Gefühl suchen? Ach mit Unersättlichkeit nährt ihn die Wissenschaft, und das Denken leitet ihn auf Unwissenheit."

„Wenn aber die Liebe, wenn das Recht, das Große, das Wissen, wenn alle menschlichen Empfindungen, alle menschliche Thätigkeit ihm das Glück nicht sichern kann, ist er nicht zum ewigen Unglück bestimmt?"

„Nur wer alles entbehrt, genießt alles. Diogenes, du warst der einzige Weise, der einzige Glückliche auf der Erde! dir will ich folgen! deine Weisheit giebt Ruhe, und wo der Mensch die Ruhe erwirbt, da hat er sich mit der Tugend auf immer verbunden."

„Großmuth gegen die Menschen! Diogenes gegen mich selbst! Großmuth und Diogenes!"

Mit dieser Ansicht der Dinge beschäftigt, erhielt sich Abilgard aufrecht gegen das zerstörende Schicksal, das ihm eine schöne Hoffnung nach der andern raubte. Aber es ward dem Armen nicht einmal so gut, daß er sie auf einmal verlor, oft schienen sie ihm wiedergegeben, um die Schmerzen der Trennung im

mer wieder zu erneuen. Wenn die Zeit eine Kruste um die Wunde gebildet hatte, so riß sie ein widriger Zufall immer wieder ab, und die Wunde blutete von neuem.

So verzweifelte schon Abilgard, daß er seinen Plan zum Besten der Armen und Nothleidenden in diesem Lande würde ausführen können, als Brockmann zu ihm kam, und ihn von neuem zum Handeln anreizte. Dieser rechtschaffne Mann hatte von der Frau von Westerfeld erfahren, wie viel er Abilgarden in der Geschichte seiner Tochter zu danken habe, und suchte eine Gelegenheit ihm seine Dankbarkeit thätig zu beweisen. Er wußte, mit welcher Liebe Abilgard an seinem Projekt hing, und ihm schien jetzt ein günstiger Zeitpunkt zu kommen, es auszuführen, indem eines Theils der Minister, wie er glaubte, sich scheuen müßte in einer so gerechten Sache zu widersprechen, da man sonst seine Ränke noch sichtbarer an den Tag bringen könnte. Andern Theils schien auch wirklich durch die letzte Geschichte sein Ansehn bey dem Fürsten etwas gesunken zu seyn, so oberflächlich dieser auch

nur davon unterrichtet seyn mochte. „Man kann jetzt, sagte er, mit einigem Trotz die Einwilligung des Fürsten fordern, nur muß man eilen, ehe dem Bellrid der Muth von neuem wächst.“

Abilgard folgte dem Rath des erfahrnen Mannes, trug dem Fürsten die Sache vor, aber ohne Erfolg. Se. Durchlaucht wollten den G. — — der hier angeklagt wurde, nicht ins Unglück bringen. „Ich mag dem Ochsen, der drischt, nicht das Maul verbinden,“ sagte der Fürst. „Der G. ist ein armer Mann, und was kann er denn viel für sich behalten haben. Gönnen Sie es dem Schelm, — lassen Sie es gut seyn!“

Abilgard. G. — ist nicht arm, Ew. Durchlaucht, er ist ein Heuchler; ich weiß, daß er auf Pfänder leiht, und den Dürftigen spielt, um seine Betrügereyen desto sichrer zu treiben.“

Der Fürst. „Da hat man Sie falsch berichtet. Ich weiß das besser. Bellrid kennt den Mann, er hat mit mir oft von ihm gesprochen.“

Abilgard. Das ist eben das Unglück,

daß der Hr. Präsident einen offenbaren Betrüger in Schutz nimmt!“

Der Fürst. „Ach Sie urtheilen nur nach Gott weiß welchem Schein. Bellrid hat Erfahrung und Kenntnisse, und an seiner Ehrlichkeit habe ich keinen Grund zu zweifeln. Sie sehn also wohl, daß es auf jeden Fall eine häßliche Geschichte geben würde, wenn man den alten Kohl aufwärmte. Machen Sie Ihre Einrichtung so gut Sie können; nur ohne viel Geräusch und ohne Neuerungen, die will ich nicht haben. Fängt man erst an auf einer Seite einzureißen, so fällt am Ende alles zusammen.“

Diese naive Bemerkung des Durchlauchtigsten Fürsten konnte freylich dem gesunden Menschenverstande Abilgards nicht als Grund erscheinen, um deswillen eine gute Anstalt unterbleiben sollte. Aber der Wille des Fürsten und die Gewalt, die er in Händen hatte, entschied wie gewöhnlich, was auch die Vernunft dagegen sagen mochte.

Eben so widrig, und gewiß noch unendlich unglücklicher ging es Abilgard mit dem

Vorsatz, den er gegen Franciska gefaßt hatte. Er wollte sich auf immer von ihr losreißen, oder vielmehr er glaubte schon völlig von ihr getrennt zu seyn, aber das schöne Weib wußte ihn von neuem in ihre Fesseln zu verstricken, um sich nachher desto grausamer an ihm zu rächen.

Den sichersten Beweis, daß er ein Neuling am Hofe war, hatte er dadurch gegeben, daß er unmittelbar, nachdem er einen Triumph über die Feinde des Guten davon getragen, mehrere Tage vom Hofe wegblieb, den Sieg nicht benutzte, und den Gegnern nur zu viel Zeit ließ sich wieder zu sammeln. Er wußte wirklich nicht, welch ein wichtiger Zeitpunkt gekommen war, und daß in seiner Hand das Schicksal vieler Menschen lag. Er wußte den Zügel nicht zu lenken, und die Gelegenheit entfloh.

Bellrid und der Kammerdiener, auf Anstiften Franciska's, waren nicht unthätig gewesen, den Fürsten für den neuen Günstling abzukühlen. Darum erhielt Abilgard eine abschlägige Antwort, und wurde frostig vom Fürsten behandelt.

Die Stimmung, in welcher er den Fürsten

verließ, schien ihm günstig, seinen Muth gegen Franciska zu beleben, er ging von ihm zu ihr, um seine ganze Verachtung ihr fühlen zu lassen. Der Arme, wie sehr betrog er sich!

Als er sich bey ihr melden ließ, gab ihm Franciska's Bedienter zur Antwort, er glaube nicht, daß er würde vorgelassen werden, indem die gnädige Frau sich nicht wohl befände. Abilgard mußte einige Minuten warten, dann erst wurde er zu ihr geführt.

Er trat in ihr Schlafzimmer. Es war darin durch die herabgelaßnen Gardinen eine künstliche Dämmerung. Franciska lag in einem Bette mit blau seidnen Vorhängen. Der Arzt saß neben ihr in einer ernsten nachsinnenden Stellung. — Abilgard wurde überrascht, er sah die Leidende, und aller Haß schwand in dem Augenblick aus seinem Herzen, das nur für Mitgefühl Platz hatte.

„Ich danke Ihnen, lieber Graf, sagte sie mit schwacher rührender Stimme, für Ihren Besuch. Ich habe Sie lange nicht gesehn."

„Ich bin, wie es scheint, antwortete er, selbst nur gesund worden, um Sie krank zu

finden, gnädige Frau. Ich will indessen nicht hoffen, daß Ihr Zustand im geringsten gefährlich ist."

Franciska winkte mit der Hand gegen den jungen Mann, der neben ihr saß, gegen den Arzt.

„Wenn Ew. Gnaden sich ruhig halten, sagte dieser, und daran arbeiten, jeden traurigen Gedanken zu verbannen, so hoffe ich in zwey Tagen Sie wieder außer dem Bette zu sehen. Denn, wie gesagt, ich finde, daß der Grund Ihrer Krankheit blos im Gemüthe liegt; und ist dieses nur ruhig, so wird die stürmische Reaction der Nerven sich sehr bald besänftigen lassen."

Abilgard konnte nicht sprechen. Franciska lag da mit blassem Gesicht; in ihrem Auge glaubte er Hindeutung auf Schmerz zu lesen. Und die Leiden machten sie nur noch schöner. Er erinnerte sich ein Gemälde gesehn zu haben, wo Abällard vor der sterbenden Heloise mit dem Kreuze in der Hand steht. Jenes Gemälde und das Bild der Wirklichkeit vermischten sich auf eine wunderbare Art in

seiner Seele, rührten sie tief und ließen ihn vergessen, warum er hergekommen.

Nach einer Weile entfernte sich der Arzt. Abilgard sah die schöne Franciska an, und — war es wiederkehrende Liebe, oder Trauer, daß die Natur, die überall wahrhaftig ist, nur in den Augen eines Weibes zur Lügnerin wird, — genug, in seinem Auge zitterte eine Thräne. Franciska reichte ihm die Hand, ergriff die seine und drückte sie an ihr Herz. Abilgard wollte sich losreißen, aber er war zu schwach; er wußte selbst nicht, wie ihm geschah.

„O mein Freund, sagte sie, wie wenig kennen Sie dieses Herz, das sich von Ihnen geliebt glaubte, das sich Ihnen hingab mit der süßen Hoffnung der Erwiederung. Ich hatte kein Geheimniß vor Ihnen, ich war offen und wahr, darum traute ich Ihnen so ganz. Sie? Sie? Konnten Sie mich täuschen, oder konnten Sie sich meinem liebenden Herzen in dieser Maskerade nähern? Warum flohen Sie nicht wie vor einem Heiligthum?"

Abilgard war wie aus den Wolken gefallen. Er begriff gar nicht, was Franciska wollte.

„Fürchten Sie nichts von mir: wo ich liebte, da trage ich keine so einsame Empfindung als die Rache hin. Ich weiß alles, ich weiß, daß Sie mit Ihrem Namen und Stande uns alle täuschen, darüber mache ich Ihnen keine Vorwürfe, denn ich liebte nicht den Grafen, ich liebte den Menschen. Aber daß dieser Mensch, den ich mit allen Gefühlen, deren ich fähig bin" — ihr Herz klopfte dabey laut unter Abilgards Hand — „an meine Brust drückte, daß dieser Mensch auch im Arm der Liebe seine Comödiantenrolle nicht vergaß, daß er mich für zu einfältig oder für zu verächtlich halten konnte, um mir sein Geheimniß anzuvertrauen, — wenn ich das so leicht verschmerzen könnte, Bösewicht, so müßte ich dich weniger geliebt haben."

Durch kein wirksameres Mittel konnte Franciska sich der Treue des wankenden Geliebten versichern, als indem sie ihm diesen Vorwurf machte. Er klagte sich selbst in seinem Innern zu laut an, als daß er an irgend etwas anders als an seine Schuld hätte denken können. Franciska schien ihm nur ein

zärtliches liebendes Weib, er aber war ein kalter Heuchler, der sich selbst betröge, um andre desto sicherer zu täuschen. Er hatte nicht nur den Fürsten, seinen Wohlthäter, betrogen, auch am Busen der Geliebten hatte er die Falschheit nicht abgelegt. Abilgards gänzliches Verstummen ließ nur zu deutlich in seine Seele lesen. Franciska nahm wieder das Wort:

„Lieber, lieber Freund, sieh, ich will alles vergessen, was mir die Leute erzählt haben, sey nur jetzt offenherzig gegen mich, damit ich mir einbilden kann, ich habe alles von dir selbst zuerst erfahren!"

Dieses zarte Gefühl rührte Abilgard unendlich. Was er zu bekennen hatte, gestand er unverholen; in einer Stunde war Franciska mit allen Umständen seines bisherigen Lebens, so viel er nur selbst davon wußte, bekannt.

Sie drückte ihn darauf mit glühender Leidenschaft an ihre Lippen, an die aufstrebende Brust. Sie erstickte ihn fast mit ihren Küssen. Seine Freyheit war hin, und er dachte

nicht mehr daran, daß dies Geschöpf ihm nur zu deutlich Veranlassung gegeben habe, sie für ein — — Weib zu halten.

„Du frommer heiliger Mann, sagte sie, ich habe dich noch einmal so lieb, seit ich weiß, daß die Mutter Gottes meine erste Nebenbuhlerin gewesen. Warum hast du mir das nicht lange gesagt? Und du konntest dich jetzt von mir zurückziehen, weil du wußtest, daß ich mit deinem Geheimniß bekannt war, und fürchtetest, ich möchte dich darum weniger lieben. Darum hast du mich so lange allein gelassen!“

Diese Anmerkung erinnerte ihn auf einmal wieder, was er im Rausch der Liebe vergessen hatte. Ein kalter Schauer der Besonnenheit überfiel ihn. Er stand auf, ging einige Schritte im Zimmer und stand plötzlich wie eingewurzelt fest auf dem Boden. Sein Haar hing wild und unordentlich um den Kopf herum, der auf die Brust gesenkt war. Die Stirn zog sich in tiefe Falten, und die Augen starrten nach oben, während sich die finstern Augenbraunen enger wölbten. Die verschobene Weste vermehrte das verworrne

wilde Ansehn; und selbst Franciska erschrak, da sie ihn in dieser Stellung erblickte.

„Um Gottes willen, was fehlt Ihnen?“ fragte sie mit ängstlicher Besorgniß.

Abilgard sprang zu ihr, fiel auf seine Knie, nahm ihre Hand, bedeckte sie mit Thränen und Küssen und sagte:

„Sieh, Franciska, ich habe jetzt keine Schuld mehr gegen dich, deine Liebe hat mir verziehen, und ich habe wie ein Kind dir alles gesagt, was ich auf der Seele hatte. Jetzt laß auch du alle Schleyer fallen; es muß wunderbar in deinem Herzen aussehn. Laß mich einen Blick hinein thun. Laß dem Freunde nichts mehr an dir verborgen seyn!“

„Soll ich dir mein Unglück enthüllen?“ fragte Franciska schnell einfallend. „Ich denke, du kennst es, und leider ist es unvermeidlich, ach — ewig.“

Abilgard. „Das meine ich nicht. Aber du handelst nach Absichten, die mir ein Geheimniß, ja bey deinem feinen Gefühl ein Räthsel sind. Nicht die Furcht, mein hier getriebnes Spiel möchte dir verrathen seyn,

hat mich seit einigen Tagen von dir entfernet; nein, die Vermuthung — ach, wäre es nur Vermuthung! — daß du in der Geschichte des Herrn von Seltau mit verwickelt wärest. Ich bitte, ich beschwöre dich bey dem Heiligthume unsrer Liebe, mir alles zu sagen. Auch ich kann vergessen, — ach und ich will zu meinem eignen Glück recht bald vergessen. Verhehle mir nichts. Verhehle mir auch nicht, wer dir meinen Stand und meinen Namen verrathen. Ich forsche schon lange nach Aufklärung über manche Dunkelheit in meinem Leben; von wem sollte ich sie lieber erhalten als von dir?"

Franciska. „Lieber Mensch, es giebt Dinge, die man nie berühren sollte. Wenn ich dir in der Affaire des Seltau zweydeutig erschien, so war das natürlich. Man muß, bey gewissen Aufopferungen, selbst von seinen Freunden verkannt zu werden nicht scheuen. Mein Gesichtspunkt war nicht der Deinige, so viel sehe ich ein. Nur fordre jetzt nicht, daß ich Dinge aufklären soll, die nur die Zeit aufklären darf. Meine Geheimnisse gehören dir alle

an; die fremden aber, die man mir anvertraute, muß ich heilig bewahren, wenn ich nicht in deiner eignen Achtung sinken will. So wenig ich also von dir ein Bekenntniß verlange, welche Umstände, welche Menschen dich zur Westerfeld geführt haben; — ich weiß, daß du achtungswürdige Männer nicht wirst compromittiren wollen; — eben so wenig darfst du weiter in mich dringen. — — Wie ich aber erfahren habe, daß du hier unter einem falschen Namen lebst, will ich ohne Umstände gestehn: ein Geschwätz des Herrn von Cortes war mir zu Ohren gekommen. Du kannst indessen ganz ruhig darüber seyn, denn ich habe den Leuten schon den Mund gestopft."

Mehr durch das Betragen, das Franciska hierbey beobachtete, als durch die aneinander gereihten Gemeinplätze wurde Abilgard bewogen, ihr von neuem sein Vertrauen zu schenken. Sie sprach mit solcher Würde, mit einer sichtbar edlen Rührung; sie schien eine schöne That hinter einem häßlichen Anschein verbergen zu müssen. Wen bethört nicht ein schö-

nes Weib, das sich unschuldig stellen will? Franciska war unwiderstehlich.

Wie wäre der arme Betrogne vor einer widerlichen Kälte zurückgebebt, hätte er der Schauspielerin ins Herz lesen können? Das eitle, herrschsüchtige Weib fühlte sich durch Abilgards Betrug sowohl, als durch sein Einmischen in fremde Angelegenheiten, viel zu sehr beleidigt. War sie auch thöricht genug, sich von seinen Empfindungen noch eine Weile schmeicheln zu lassen, so übersah sie doch in seiner heutigen Aufführung nicht, daß der ganze Mensch zum Spielen für andre gemacht schien, und daß er für die Anmaßung, selbst eine Rolle spielen zu wollen, derb gezüchtigt werden müsse. Darum bemühte sie sich ihn ganz auszuforschen. Er sollte den kleinen Triumph der Westerfeld durch eine unendliche große Demüthigung bezahlen. Ein eifersüchtiger Verdacht auf jene Dame hatte wahrscheinlich keinen geringen Antheil an ihrem Plane. Sie wollte langsam, aber sicher zu Werke gehen. Und um ungetheilt das Gefühl der siegenden Rache zu genießen, wollte

sie ganz allein ohne fremde Unterstützung handeln.

Bellrid hatte ihr die Nachricht hinterbracht, daß der vermeinte Graf Tellheim einen Stand und Namen usurpire, der ihm nicht zukomme. Franciska urtheilte sogleich, wie günstig für ihre Absicht diese Bothschaft sey; sie wollte sie benutzen, aber ihr Stolz achtete es nicht für gut, sich dem Minister zu entdecken. Denn der verunglückte Plan der Rache an Breckmann hatte in das Einverständniß dieser beyden Häupter einigen Kaltsinn und Zurückhaltung geschoben. Jeder legte in seinem Herzen dem andern die Schuld des Mißlingens bey. Sie ärgerte sich über seine einfältige Sicherheit, die den kommenden Sturm nicht geahndet hatte; und er glaubte, ihre unbesonnene Eile hätte Aufmerksamkeit erregt, und alles verdorben. Auch traute er nicht, ob es ihr wohl gar Ernst mit ihrem Beystand gewesen: er fürchtete, es könne ihrer Laune einmal eingefallen seyn, auch ihn etwas bey der Nase herumzuführen.

Nicht ohne Hoffnung, sie auszuforschen,

hatte er ihr die Entdeckung mitgetheilt. Wie Franciska sie im Innern aufnahm, haben wir gesehen; aber sie fürchtete, Bellrid könne eher Gebrauch davon machen, als es ihr gelegen sey, und darum antwortete sie:

„Ich hoffe nicht, Herr von Bellrid, daß Sie daran denken, diesen Umstand gegen einen jungen Menschen zu benutzen, der viel glänzendere, schätzbarere Eigenschaften besitzt, als alter oder neuer Adel ihm geben können. Ohnehin muß ich — übrigens mit aller Achtung für die Quelle ihrer Nachricht — gestehn, daß ich nichts davon glaube.“

Der Präsident ward bestärkt in seinem Verdacht, daß Franciska mit seinem Feinde (denn dafür hielt er Abilgard) gegen ihn einverstanden sey. Aber er wollte sich seine Einsicht in die Kabale nicht merken lassen: wie denn die klugen Leute schon viel gewonnen zu haben vermeinen, wenn sie nur etwas in petto behalten.

Bellrid. „An der Wahrheit ist kein Zweifel; Herr von Cortes, der diesen Menschen Sr. Durchlaucht vorgestellt, hat es einem

Freunde anvertraut, daß er für ihn Stand und Namen ersonnen. Ich baue nur auf Gewißheit. Ich gehe nicht rasch aber sicher."

Franciska. „Da thun Sie wohl daran, und sind Ihnen viele Nachahmer zu wünschen. Wenn Ihnen indeß an meiner Freundschaft gelegen ist, so verschweigen Sie durchaus gegen jedermann, was Sie wissen. In unsern unruhigen Zeiten können tausend wichtige Gründe einen Menschen bestimmen seinen Namen zu verleugnen. Und wissen wir doch nicht, wer er ist, wenn wir schon wissen, daß er das nicht ist, wofür wir ihn bisher gehalten. Er hat den Cortes wahrscheinlich zum besten gehabt."

Sie schieden auseinander, jeder mit dem Vorsatz den Fremdling zu stürzen; aber Bellrid brütete auch schon über den Gedanken, Franciska mit zu stürzen, denn er war ihrer Herrschaft längst überdrüßig; und — es war nicht unwahrscheinlich, daß er seine herangewachsene Tochter zu hohen Ehrenstellen erheben wollte.

Im Verborgnen sammelten sie beyde — wiewohl abgesondert — Umstände, die sie

gegen Abilgard benutzen wollten. So sammeln sich in Felsenklüften Dünste und electrische Materie, bis sie der Wind als Gewitterwolken hervorjagt, wo sie dann über dem Haupte des Wandrers losbrechen.

Wir wollen nur noch berichten, auf welche Art Bellrid das Geheimniß Abilgards entdeckt hatte, und sodann unverzüglich das weitere und endliche Schicksal sich entwickeln sehn, das unserm unbesonnenen, thörichten Freunde an diesem Hofe bestimmt war.

Der Minister hatte ihn anfangs nur als Maschine betrachtet, die er nach seiner Willkühr brauchen könne. Abilgards Worte im Hause der Frau von Westerfeld hatten seinen Anspruch auf Selbstständigkeit verrathen: dadurch konnte er gefährlich werden. Der Staatsmann beschloß sogleich ihn als unnütz wegzuwerfen; denn ihm waren die Menschen nur Stifte, an welche er die Fäden seiner Laune anknüpfte; sie durften weder zu locker noch zu fest stehn, sondern grade wie es ihm beliebte. Der junge Mensch wollte, wie er jetzt einzusehn glaubte, nirgends hineinpassen,

und auch nicht an sich feilen oder sich auftreiben lassen. Man mußte sich also nach einem Ort umsehn, wo er hingeworfen werden könnte, damit ihn niemand wieder finden, und das edle Metall in ihm erkennen möchte.

Bellrid ging in Gedanken alles durch, was er von seinem Feinde wußte, jede Begebenheit, die ihn seit seiner Erscheinung betroffen hatte, und er blieb bey der Schneidergeschichte stehn, die ihn sowohl wegen ihrer Abgeschmacktheit, als auch wegen ihrer Sonderbarkeit genauer erforscht zu werden verdiente; ja er entschied nicht, ob es nicht vielleicht möglich wäre, den Grafen für toll zu erklären, ihn einzusperren, und durch eine etwas verkehrte, aber zweckmäßige Behandlung am Ende wirklich verrückt zu machen.

Der Minister hatte seine treuen Diener, die er zuweilen in dem ehrenvollen Geschäfte als Spione brauchte. Diese wurden ausgeschickt den Schneider nochmals abzuhören. Sie kamen bald und berichteten, daß dieser um ein sehr wichtiges Geheimniß, das den Grafen betreffe, wisse, das er aber nicht unter die

Leute bringen wolle, weil er es nicht auf die ehrlichste Art entdeckt habe, und fürchtete, er könne am Ende in eine fatale Untersuchung kommen. Bellrid, nur sein Ziel ins Auge gefaßt, erniedrigte sich so weit, daß er dem Manne Schutz gegen die Gesetze anbieten ließ, im Fall er sich vergangen haben sollte, wenn er nur gestünde, was er vom Grafen wisse.

Der Schneider war ein sehr einfältiger Mensch, und obgleich er sich zur Verhehlung eines Bubenstücks hatte verleiten lassen, so ergriff er doch begierig die Gelegenheit, wo er sein Gewissen, wie er glaubte, würde befreyen können. Er gestand demnach alles, was er wußte, und so wenig seine verworrene Angabe auch in der Sache aufklärte, so diente sie doch um weiter noch zu forschen, und dabey kam folgende Geschichte an den Tag.

Die Frau des Schneiders war eine Ausländerin, und die Tochter eines reichen Kaufmanns, der die Erziehung seiner Kinder im höchsten Grade vernachläßigt, und dadurch das Geld, das er ihnen nach seinem Tode hinterließ, nur zü dem sichersten Mittel ihres

Verderbens gemacht hatte. Diese Frau war als Mädchen in der Welt umhergereist, hatte ihr Vermögen verschwendet, oder war zum Theil darum betrogen worden; und mit dem Hinsinken desselben war sie selbst immer tiefer gesunken, bis sie endlich einen dummen, aber wohlhabenden Handwerksmann über den Verlust ihrer Tugend die Augen zu blenden, und sich ihm als Ehefrau aufzuschwatzen gewußt hatte. Ihr Bruder war eben der Mensch, den wir unter dem Namen eines Herrn von Cortes kennen lernten. Er war nicht ohne Talente und entschloß sich zum Studiren, da es ihm aber durchaus an aller Vorbereitung fehlte, so konnte er nicht mehr als den oberflächlichen Schaum der Wissenschaften abschöpfen. Und auch ohnedem hatte er selten Zeit zum Lernen, denn er war sehr eifrig beschäftigt sein Vermögen durchzubringen. Es gelang ihm, und bald blieb ihm von der Erbschaft seines Vaters nichts mehr übrig, als die Niederträchtigkeit, die auf alle Kinder übergegangen war. Der junge Mann legte sich demnach auf das falsche Spielen und auf

andre Künste eines honorablen chevalier d'industrie, wovon wir eine Probe an einem noch verzeihlichen Stückchen gesehn haben.

Als er seinen Freund bestohlen hatte, fuhr er dem Anscheine nach vom Wirthshause aus der Stadt, er machte aber nur eine kleine Spazierfahrt und kam in der Dunkelheit des Abends zu seinem Schwager, wo er sich am sichersten hielt. Denn er schloß, daß, wenn man ihm ja nachforschen möchte, ihn niemand in der Stadt selbst vermuthen würde.

Er hatte sich seiner Schwester entdeckt, und der Mann mußte seine Einwilligung zu der Verheimlichung des Bruders geben. Der Spaß, den er sich mit Abilgards Standeserhöhung gemacht, blieb bald kein Geheimniß mehr in dieser Familie. Indessen wurde Cortes, der eigentlich Linsing hieß, durch das gänzliche Stillschweigen, das der Bestohlne beobachtete, beunruhigt. Seine Schwester, die eine ausgebreitete Bekanntschaft in der Stadt hatte, konnte nirgends erfahren, daß dem Diebe wäre nachgeschickt oder nur das geringste zu seiner Entdeckung gethan worden.

Linsings Brief an Abilgard war freylich in der Absicht geschrieben worden, ihn zum Schweigen zu bringen, dennoch ließ ihn sein Gewissen fürchten, es stecke hinter diesem völligen Schweigen noch etwas Uebles für ihn. Abends schlich der Sünder um das Wirthshaus, und am Tage spionirte die Schwester. So erfuhren sie denn, daß der Fremde fast immer auf dem Zimmer sitze; und auf einem einsamen Spaziergange wollte ihn die Frau bemerkt haben, wie er allerley sonderbare Geberden gemacht, und mit sich selbst sehr heftig gesprochen habe. Diesen Umstand glaubte Linsing benutzen zu müssen; er konnte sich Abilgards Stimmung sehr leicht vorstellen, denn er selbst war nur zu oft in Geldverlegenheit gewesen. Darum wurde der Schneider mit gehörigen Instructionen abgeschickt, die überbrachte Rechnung sollte ihn erschrecken; er würde nicht wissen, was er sagen sollte, und es müßte sonderbar sich fügen, wenn er nicht etwas hervorbrächte, das man benutzen, und weswegen man ihn für toll er... könne. Diesen Zeitpunkt wollte Linsing

wahrnehmen, um zu entwischen. Der Plan gelang, und der Betrüger konnte mit völliger Sicherheit abreisen.

Diese Nachrichten waren dem Minister noch nicht genug; sie enthielten zwar viel, aber immer noch zu wenig zum Nachtheil seines Feindes. Bellrids Spione gelangten endlich auch bis zu dem Aufwärter im Gasthofe, der damals die Entdeckung gemacht haben wollte, der Graf habe aus Liebe zu Franciska den Verstand verloren. So unbedeutend auch der Umstand an sich war, daß Abilgard ihren Namen mit Nachdruck und Lebhaftigkeit ausgesprochen, so wichtig nahm ihn Bellrid. Jetzt wurde es ihm klar, warum die Dame sich so sehr für den jungen Menschen intressirt habe. Der Minister hatte anfangs geglaubt, es geschehe nur, um ihn in seinen Planen gegen Brockmann zu unterstützen; jetzt mußte er sich gestehn, daß man ihn zum Besten gehabt. Diese Demüthigung war ihm unerträglich. Nichts konnte ihn trösten als die Entdeckung, Franciska sey dem Fürsten untreu, enn nur daraus konnte er es sich erklären,

warum die Gräfin den entlarvten Roturier in Schutz nahm. Er forschte weiter, und auch ihre heimlichen Zusammenkünfte blieben ihm bald kein Geheimniß mehr. Jetzt sah er für sich alles gewonnen; er wollte nur einen günstigen Augenblick abwarten, um seine Minen springen zu lassen.

Vierzehntes Capitel.

Während in der Stille, ungeahndet von ihm, Plane zu seinem Unglück geschmiedet wurden, genoß er ruhig die Freuden, die sich ihm anboten, und arbeitete — nicht mehr für den ungewissen Zweck, in dem Lande eines kleinen Despoten sogenanntes Gute zu stiften, — sondern, mit stolzer Sicherheit auf die guten Folgen, an seiner eignen Ausbildung. Der Kummer über das Mißlingen seines ersten menschenfreundlichen Versuchs, wich dem Bewußtseyn, daß nur in einem heitern Gemüthe die Kräfte des Menschen am eigenthümlichsten, angemessen seiner edleren Natur, wirken, wie die Blüthen unter dem klaren Frühlingshimmel am vollkommensten gedeihen. Er suchte darum alles zu vergessen, was in seinen jetzigen Verhältnissen unange=

nehmes seyn mochte; er wollte das Grübeln über unabänderliche Dinge vermeiden, und nur auf dem Gebiete wandeln, das der Freyheit des Menschen zum Wirkungskreis angewiesen ist. Er kannte dieses Gebiet noch nicht, er suchte es zu entdecken, und schwankte von einem Vorsatz, von einem Glauben zum andern. So haben wir im vorigen Capitel gesehn, wie er bald in einer menschenfeindlichen Einsamkeit sein Glück finden wollte, bald wieder, hingegeben in Liebe, einem reizenden Weibe in die Arme sank. Aber so wird es jedem ergehen, der ohne ein entschiedenes, in seinem Innern deutlich gewordenes Gesetz, an den zweydeutigen alternirenden Lehren der Erfahrung sich abmühet, und nichts gewinnt als Stoff der Weisheit, den er übrigens wohlfeiler in fremden Schicksalen finden kann.

So hatte Abilgard, durch die Umstände geleitet, vielleicht auch verleitet, sich eine leichte, fröhliche Weisheit des Lebens ausgesonnen. Um sein Amt bekümmerte er sich wenig oder gar nicht mehr, denn er hielt sich hinlänglich zu dem Glauben berechtigt, er könne da nichts

Ganzes, nichts Vernünftiges durchsetzen, und zum bloßen Flicken fühlte er sich zu gut. Junger Mensch, wann wirst du einsehen, daß keiner mehr thut?

In den Stunden, die er nicht der Gesellschaft widmete, las er viel. Er hatte den Rousseau aufgefunden, und sein glühendes Gefühl fand unendliche herrliche, süße Nahrung in den Werken dieses seltnen Menschen. Er schwelgte in dem Genuß seiner Gedanken. Ach, warum mußte die göttliche Stimmung, die den Jüngling dann oft durchklang, am Ende in der Brust einer herzlosen Buhlerin verhallen!

Doch war es nicht Franciska allein, der Abilgard in dieser Periode sein Innerstes aufschloß, der er sich mitzutheilen suchte; die Bekanntschaft der Frau von Westerfeld wurde bald sehr anziehend für ihn, und er versäumte nicht, sie oft zu besuchen. Diese vortreffliche Frau machte ihn mit einem ganz neuen Gefühle bekannt. Was er für sie empfand, war so entfernt von jedem eigennützigen Wunsch, daß auch nicht der leiseste Verdacht, es möchte Liebe seyn, statt finden konnte. Es war eine gleiche

rein menschliche Anhänglichkeit ihrer Herzen an alles Große und Schöne, woraus eine heilige Freundschaft entstand, von der wenig Menschen einen Begriff haben, weil sie den zarten weiblichen Sinn nicht kennen, der wie ein Genius über die Göttlichkeit eines solchen Bündnisses wacht. Abilgard las mit ihr die Dichter, und seine eignen Gedanken und Gefühle wurden in der Unterhaltung mit ihr zu Gedichten. Verstand und Klarheit charakterisirten den Geist dieses Weibes, und ein schönes, inniges Herz bewahrte mit Liebe die Schätze ihres Kopfes. Sie war sehr unglücklich gewesen, aber wie ein edles Metall im Glühefeuer der tiefsten Seelenschmerzen nur geläutert worden. Mit einer beyspiellosen Resignation hatte sie ihr Schicksal ertragen, bis zuletzt das unwürdigste Betragen eines Mannes, an den Zwang und Gewalt sie gebunden hatte, ihr den gefährlichen Schritt der Trennung nothwendig machte. Alles war an dieser Frau interessant, Geist, Seele, Herz und ihr Schicksal. Es wäre eine Sünde der Natur gewesen, hätte sie dieses außerordent-

liche Wesen nicht auch mit einem schönen Körper umkleidet; die Natur sündigte nicht, denn schon ihr Auge verrieth die Seele eines Engels.

Daß sie bey ihren Erfahrungen und bey ihren Vorzügen doch sich mit einem so leichtsinnigen Menschen, als Herr von Seltau war, verbinden wollte, gründete sich darauf, daß sie, ungeachtet ihrer großen Vollkommenheiten, von einer Seite schwach wie ein Weib war: denn der Gedanke, daß Seltau mit einer seltnen Treue an ihr hing, und nach einer jahrelangen Trennung wieder zu ihr zurückkehrte, sobald sie frey war, hatte sie zu einem günstigen Urtheil über ihn verleitet. Abilgarden verdankte sie es, daß sie von diesem Menschen befreyt war, und ihre Freundschaft belohnte ihn reichlich für die geringe Mühe, die er dabey gehabt hatte. Schade, daß seine übrigen Verhältnisse, und namentlich seine Bekanntschaft mit Franciska, ihm nicht erlaubten allen Vortheil aus dem Umgang dieser Frau zu ziehen, der darin für ihn lag. Dennoch wirkte sie wohlthätig in ihm die Erweckung der reinsten Humanität,

und noch in spätern Jahren, wenn er die Begebenheiten seines Lebens durchlief, schien ihm der Nachklang ihrer Stimme, wie der Ruf aus einem überirdischen göttlichen Daseyn, in diese zerbrochne Welt herüberzutönen.

Edles, unglückliches, verkanntes Weib, das ich hier meine, möchte endlich einmal dein Schicksal müde werden, unaufhörlich dir den kalten Dolch in die warme Brust zu stoßen, und nie tief genug, um dein banges geängstetes Leben zu enden. Möchten gute Geister sich dir nahen, und freundliche Gestalten dir den Frieden wiederbringen, der dir grausam aus dem blutenden Herzen gerungen wurde. Laß es dir einen Trost seyn in der Einsamkeit, daß du einem Jüngling, bey seinem Eintritt in die Welt, das Bewußseyn gegeben, — das ihn nie wieder verlassen hat, — daß unter den Puppen, die auf der Erde hin- und hergeschoben werden, auch Menschen wandeln. An der Kenntniß deines Charakters und deines Werthes hat er sich festgehalten in den fürchterlichsten Augenblicken, wo ihn alles verließ, wo ihn die Menschen verkannten, wo

sie ihn ausstießen aus ihrer Gemeinschaft, weil er nur ein Mensch und sonst nichts war.

Abilgard ward durch sie an eine ältere Freundin erinnert, und oft dachte er, Frau von Westerfeld verdiente die Tochter der Baronesse von Tautenberg zu seyn, wie diese eine solche Tochter zu haben. Wirklich hatten beyde in ihrem Charakter viel Aehnlichkeit, und waren wenigstens verwandte Geister.

Zwischen Franciska, Rousseau, der Frau von Westerfeld, und endlich dem Obristen, (den er übrigens mehr seiner Rechtschaffenheit, als seiner höhern Ausbildung *) wegen, schätzte

*) Unter den höhern Ständen findet sich unstreitig mehr Feinheit und Cultur beym weiblichen Geschlecht, als bey den Männern, die in der Regel roh, ohne Sitten und ohne Geschmack sind; so wie es unter Bürgern umgekehrt der Fall ist. Was würde die stiftsfähige Kaste sagen, wenn sich nach dieser Erfahrung Gleiches zu Gleichem gesellte? Es geschieht, — denn die Natur kehrt sich nicht an das Geschwätz der Thoren. Die geselligen Empfindungen, Achtung und Liebe, sind zu ächt, zu fest an die ewige Wahrheit geknüpft, als

und liebte) war Abilgards ganzer Antheil an der Welt in dieser Zeit getheilt. Er lebte unter Büchern, und unter seinen Freunden, und bekümmerte sich um den Hof und um die Hofleute nur, um über sie zu lachen. Seine Feinde hatten Zeit, die Waffen gegen ihn zu schärfen. Sie fielen endlich, nachdem sie ihr Vorhaben auf alle Art gesichert hatten, plötzlich über den Wehrlosen her.

Der Frühling war herangekommen, und mit seinem Erscheinen hatten die Winterbelustigungen aufgehört. Alles veränderte seine Gestalt wie die Natur, die von neuem ihr blumenreiches schönstes Kleid anlegte.

Franciska war aufs Land gezogen, und so viel sie vom Hofe haben wollte, mußte mit hinaus. Auch der Fürst fehlte nicht. Wir haben bereits einige Nachrichten von dem Landleben dieser Dame erhalten. Die Einsiedeley wurde fleißig von ihr besucht. In der

daß sie sich unter das wechselnde Blendwerk der Convenienz schmiegen sollten. Hier gilt kein Papiergeld, nur das reine Metall; kein Adelsbrief, nur Adel der Seele.

Regel war sie dort allein, nur der Fürst durfte sie bisweilen überraschen. Abilgard mußte es daher als den Beweis der höchsten Zuneigung ansehen, daß er mit einem versteckten Gange bekannt gemacht wurde, auf welchem er unbemerkt zu ihr kommen konnte. Franciska suchte ihn immer fester an sich zu ketten; das Schwärmerische ihres jetzigen Aufenthaltes trug dazu nicht wenig bey. Der Ort war so heimlich, so abgesondert von allen Gefahren der Welt; die Ruhe der Natur stimmte das Gemüth harmonisch ihrem stillen Säuseln; — wer hätte sich hier nicht sicher geglaubt? —

In der Mitte des Parkes ging man linker Hand über eine weiße Brücke, die sich über den klaren ruhigfließenden Bach wölbte. Darauf kam man auf eine Wiese, die von der einen Seite die Aussicht auf ein fernes Gebirge hatte, von der andern aber von einem dichten Walde begrenzt wurde. Hin in seine Schatten leitete ein Fußsteg, der sich zum Theil an dem Ufer des Bächleins fortschlängelte. Zuerst trat man in einen lichten, ehrwürdigen Eichenhain, der eine tiefere Dun-

kelheit wie die Vorhalle eines Heiligthums zu bewachen schien. In dem Walde selbst machten schon die vielfach ineinander verschlungenen Aeste des mannichfaltigsten Holzes auch bey dem noch jungen Laube eine schaurige Dämmerung. Der Weg, der hineinführte, war so eng, so oft durch hineinreichende Zweige verdeckt, die man zurückbeugen mußte, daß daraus die angenehme Täuschung entstand, als ob der Wanderer sich selbst Bahn mache, und der erste wäre, der sie beträte. (Der Fürst hatte einen andern nähern Weg.)

In der Mitte dieser Dunkelheit war Franciska's Einsiedeley. Eine bescheidne Hütte, von Baumrinden umkleidet, über die sich eine alte Thränenbirke hinbeugte. Der Boden vor dem Eingang, der sich wie ein kleiner Vorhof ausbreitete, war mit Moos bewachsen. An der einen Seite sah man die Hügel zweyer Gräber mit schwarzen Kreuzen. Alles trug dazu bey, das Gemüth zur frömmsten Ruhe einzuladen.

Der schönste Morgen war erwacht; jedes fühlende Herz mußte in ihm den Verkünder

eines glückseligen Tages ahnden. Abilgard eilte schon früh aus der Stadt hin zu Franciska's Hütte. Sie hatte versprochen ihn heute dort zu erwarten; denn der Fürst wollte ausreiten einen entfernten Bau zu besehn.

Abilgard wanderte, trunken von Wonne, das Herz mit dem süßesten Verlangen überfüllt, wie durch die Gefilde Elysiums. Tausend weiße Blüthen lachten ihm aus der grünen Laube entgegen; ihr Duft drang wie ein Strom der Liebe in seine Brust; das Athmen ward ein Kuß des Ewigen, Unsichtbaren, Unaussprechlichen.

So nahte er, so trat er in die Hütte, die all sein Glück einschloß. Ein spärliches Licht, das zum Theil durch die Thüre, zum Theil durch ein Fenster, das von außen von dichtem Laube beschattet wurde, hereinfiel, beleuchtete sie. Die Wände waren von Baumrinde; zwey Stühle von geflochtenen Zweigen, und ein hölzerner Tisch machten das Ameublement aus. In einer Nische stand ein Crucifix, und vor demselben ein Todtenkopf.

Abilgard wollte Franciska erwarten. Er

war zum erstenmal hier, und das verstärkte den Eindruck. „Ihr Blick, sagte er, hat oft auf diesen Gegenständen geruht, das macht sie mir heilig. Hier fand sie Ruhe, auch mich durchdringt sie in dieser Stille, wie die Sprache der Gottheit.“

Er erblickte an der einen Wand eine Stufe, deren Endzweck er nicht errathen konnte. Er ging näher hinzu und trat darauf. In dem Augenblick sprangen ihm zwey Flügelthüren entgegen, und eröffneten ihm eine Aussicht, die zu schön, zu entzückend für eine Ueberraschung war. Er wich einen Schritt zurück, und traute seinen Augen kaum. In einem hellen geschmackvollen Kabinette lag Franciska unter dem offnen Fenster auf persischen Polstern hingegossen, und schien zu schlafen. Sie war in Flor gehüllt, der wie ein leichter Schaum über die zarten Glieder floß; die halb entblößte Brust wölbte sich unter dem übergeworfenen Gewande, und hob sich bedeutungsvoll bey jedem tiefen Athemzuge. Es schien kein Kleid zu seyn, das die lieblichsten Conture umhüllte; der geschickteste

Künstler des Alterthums hätte einen griechischen Mantel nicht schöner falten können. Der rechte Arm lag unter dem Kopfe, der linke unter der Brust, die er noch voller emporzuheben schien. Rund um sie her standen vollblühende Rosenstöcke, und vermehrten den Zauber.

Wer gab dem Trunkenen den Muth, sich dieser himmlischen Erscheinung zu nahen? Die Kraft, die ihn empfänglich für die unendlichen Reize machte, führte ihn zur schönen Schläferin. So stand er denn vor ihr, und mit tausend Sinnen hätte er sich noch zu beschränkt gefühlt, um alles aufzufassen, zu begreifen. Sein Kopf senkte sich, wie niedergebeugt unter der Last des Glückes, aber er folgte nur den Augen, die auf Franciska ruhten. O das war nicht diese irdische Welt, in welcher sich Abilgard jetzt befand, und kein Laut, der verhallt, kann ihren Zauber aussprechen.

Da richtete er die Augen nach dem blauen Himmel, als wollte er sich eine neue Seele für diese neue Welt erflehen; und was er hier

aus dem Fenster sah, rührte ihn von neuem. Ein kleiner klarer See lag zwischen grünen Ufern, die vom dunkeln nahen Walde umkränzt wurden; zwey weiße Schwäne schwammen über der hellen Fläche. Einige Pappeln wiegten sich mit hohen Wipfeln in der blauen Luft, und spiegelten sich im Wasser. Das ganze Bild schien abgesondert von der übrigen Welt, ein heller Punkt auf der schwarzen Erde, ein freundlicher Zufluchtsort sehnsuchtsvoller Herzen.

Er blickte wieder auf Franciska. Jetzt hielt er sich nicht länger: er fiel nieder vor ihr auf die Kniee, wie vor einer Gottheit. Sie schien noch immer zu schlafen. Endlich ergriff er ihre Hand, und mit allem Ungestüm der Leidenschaft überschüttete er sie mit seinen Küssen.

Aber — welch ein unglückseliges Gestirn waltete über ihn! Franciska sprang erschrokken von ihrem Lager auf, riß ihre Hand aus der seinen, blickte ihn mit fürchterlichem Zorn an, und schrie: „Rasender, was wollen Sie hier? Wie durften Sie sich unterstehen, mich

in meiner Ruhe zu stören? Wer hat Sie hierher geführt? Hülfe! Hülfe! Fort aus meinen Augen!"

Abilgard glaubte, der Himmel stürzte über ihn zusammen; dies wilde Geschrey brachte ihn aus aller Fassung. Aber ein neuer grösserer Schreck stand ihm bevor. Der Fürst sprang auf ihn zu, ergriff ihn bey der Schulter, und fragte mit bäurischem Ingrimm: „Hergelaufener Bube, was hat er hier zu suchen?"

Abilgard glich dem Marmor; er konnte nicht antworten. Der Fürst fuhr fort: „Weiß er, daß ich ihn werde ins Loch werfen, und am Ende mit Stockschlägen aus dem Lande jagen lassen?"

Das war zu viel auch für den Schuldigen. Abilgard riß sich vom Fürsten los, und indem er einige Schritte zurücktrat, sagte er: „Sie vergessen, mit wem Sie sprechen; machen Sie nicht, daß ich es auch vergesse."

Der Fürst. „Mit wem ich spreche? Schurke! mit einem Vagabunden; mit einem pitzbübischen Krämergesellen! Wir haben es

deiner krummen Nase lange angesehn, daß dahinter nichts Gutes stecken könne!"

Abilgard. „Ich begreife in der That nicht, wie Ew. Durchlaucht sich so weit vergessen können, in diesem Tone zu sprechen!"

Der Fürst. „Schweig, Lump!"

Abilgard. Was auch mein Verbrechen für Strafe verdiene, so versichere ich zum letztenmale, daß ich diese Behandlung weder verdiene, noch länger zu dulden gesonnen bin."

Der Fürst, den der Zorn und die Eifersucht kein Gran von seiner Würde übrig liessen, hob den Stock gegen Abilgard auf, und hätte ihm einen derben Hieb über den Kopf versetzt, wenn dieser nicht, durch eine geschickte Wendung, dem Uebel auszuweichen gewußt hätte. Abilgard griff jetzt dem Fürsten in den Arm und wollte ihm den Stock entreißen; der Fürst aber zog mit der freyen Hand ein Pistol aus der Tasche. Auch darnach griff Abilgard sogleich, und war im Ringen glücklich genug, es seinem Gegner zu entwinden. Er überlegte nicht, was er that, er dachte nicht an den Fürsten in dem Augen-

blick, da er ihm einen starken Stoß vor die Brust gab, so daß Se. Durchlaucht rückwärts zu Boden stürzten. Diesen Augenblick benutzte Abilgard, und ergriff die Flucht.

Franciska hatte sich bey diesem Auftritt in einen Winkel zurückgezogen, und — wie sie es nachher einer vertrauten Freundin selbst gestand — lachte heimlich über die beyden Kämpfer. Sie konnte auch gelassen seyn, denn sie hatte alles vorher gewußt, und nicht anders erwartet.

Sobald indessen Abilgard sich entfernt hatte, sprang sie herbey, und gab dem Fürsten ihr zärtlichstes Mitleiden zu erkennen. Sie fiel vor ihm nieder, und drückte sein geschlagenes Haupt an ihre Brust. Er bat, sie möchte ins Schloß eilen, und den Bösewicht nachsetzen lassen. Franciska aber, die Ursache zu haben glaubte, des Letztern Flucht lieber zu befördern, versicherte, sie könne den Geliebten nicht allein lassen; sie wäre in tausend Aengsten, und für sein Leben besorgt. Um sie zu beruhigen, suchte er sich zu erheben, es gelang ihm auch, und sie führte ihn zur Otto-

manne, wo er nichts denken durfte, als sie aus der tödtendsten Besorgniß zu reißen.

Der Fürst ward endlich ruhig, und da er einsah, daß es ihm nicht sehr zur Ehre gereichen würde, wenn er die Scene bekannt machte, beschloß er, dem Verbrecher Zeit zur Flucht zu lassen.

Abilgard lief aus der Einsiedeley sogleich nach dem fürstlichen Stall, und ließ sich — welches mit zu seinen Prärogativen gehörte — ein Pferd geben. Er schwang sich hinauf und sprengte nach der Stadt zurück; aber es fiel ihm ein, daß er dort eingeholt werden könnte, daher schlug er einen Seitenweg ein, jagte über Felder, setzte über Graben, und innerhalb zwey Stunden war er über die Grenze.

Wir werden ihn wohl wieder auffinden, und wollen gegenwärtig nur noch eine kurze Zeit am Hofe verweilen, um über die Umstände und Intriguen, welche obige tragisch-komische Scene herbeygeführt hatte, zu berichten.

Bellrid kannte die heimlichen Besuche des vermeinten Grafen bey Franciska. Er glaubte

es sey jetzt Zeit, dem Fürsten die nöthigen Winke zu geben. Aber das Weib hatte den Minister durchschaut, und wurde durch ihre Spione von allen seinen Schritten früh unterrichtet. Sie selbst ließ ihm daher durch die dritte, vierte Hand den Plan angeben, dem Fürsten alles zu entdecken. Damit aber dieser sich selbst von der Wahrheit der Aussage überzeugen könne, so sollte er eine kleine Reise vorgeben. Franciska würde wahrscheinlich diesen Zeitpunkt benutzen, ihren Liebhaber zu sich zu bestellen, und es müßte leicht seyn, sie zu überraschen. Bellrid war seiner Sache zu gewiß, um nicht in die Falle zu gehn. Er öffnete dem Fürsten die Augen, und da er die Beweise in den Händen zu haben glaubte, so versäumte er nicht, Franciska mit den schwärzesten Farben zu schildern, und seinem Herzen Luft zu machen. Die Eifersucht ist leichtgläubig. „Kleinigkeiten, so leicht wie die Luft, sind für den Eifersüchtigen so starke Beweise, wie Sprüche aus der Bibel," sagt Shakespear. Der Fürst glaubte an alles, was Bellrid ihm sagte. Franciska konnte also so

gleich merken, daß der Minister ihr Schlingen gestellt habe, er sollte aber selbst darin gefangen werden.

Franciska besaß im hohen Grade den scharfsinnigen Blick, gewisse Umstände und Begebenheiten vorherzusehen. Ließ sie es zu, daß Abilgard gefangen und verhört wurde, so könnte leicht seine Unerfahrenheit größer als seine Discretion seyn, und am Ende Dinge ans Licht kommen, die einen großen Schatten auf sie werfen müßten. Ein glücklicher Einfall sicherte sie vor der Gefahr. Sie erzählte nämlich wenige Tage vorher, ehe der Minister den Fürsten durch den Augenschein überzeugen wollte, Letzterem beyläufig eine lustige Geschichte von einer treulosen Frau, über deren Liebhaber der Mann mit einer Menge bewaffneter Leute hergefallen und ihn grausam behandelt hatte. Wir finden nicht für nothwendig, die Anekdote hier zu wiederholen. Franciska's Absicht dabey war, es als feig und unedel darzustellen, daß viele gegen einen kämpften, und daß ein solcher Mann sich nur zu deutlich als ein Schwächling verriethe, und

gewiß schon früher die Achtung der Frau verloren haben müsse, deren beste Entschuldigung seine Ohnmacht wäre.

Der Fürst merkte sich das, und wollte Franciska, ihren eignen Grundsätzen gemäß, auf das empfindlichste demüthigen. Darum erschien er ganz allein. Wir haben die Folge davon gesehn.

Indessen war ihm Franciska's Unschuld jetzt unumstößlich bewiesen. Er bekannte also demüthig, wie der Minister sie verläumdet habe. Bellrid erhielt bald darauf seinen Abschied, und Franciska ist bis auf den heutigen Tag im Besitz aller ihrer Vorrechte, aller ihrer Macht.

Funfzehntes Capitel.

Auf der neuen Wanderung, die er jetzt begann, überdachte Abilgard den Zusammenhang seines letzten Schicksals. Daß Franciska ihn aufgeopfert, konnte er ihr nicht zum Vorwurf machen; wahrscheinlich wäre sie, so glaubte er, in dem Augenblick, als er aus dem Fenster sah, aufgewacht, und hätte den Fürsten im Hinterhalte erblickt. War dies der Fall, so konnte sie ihm, nach seiner Meinung, keinen größern Beweis ihrer Liebe und ihres Vertrauens geben, als wenn sie unter der Voraussetzung handelte: er werde, um sie zu retten, alle Schuld auf sich nehmen. Dennoch konnte er hierüber nicht zur Gewißheit kommen; einmal hatte er Ursache gehabt mißtrauisch gegen sie zu seyn, und jetzt flüsterte

ihm eine geheime Ahndung zu, es möchte wohl nur seine Eitelkeit seyn, die sich vom Vertrauen zu ihr nährte.

Abilgard fühlte, daß er sich auf immer von diesem Orte entfernen mußte, und wäre es auch möglich, daß die Umstände sehr zu seinem Vortheil sich änderten, eine gewisse Scham gegen die dortigen Menschen würde er nie unterdrücken können. Er schrieb, zugleich sich anzuklagen, und sich zu rechtfertigen, an den Obristen und an die Frau von Westerfeld, und entdeckte ihnen alles, was er entdecken durfte, ohne der Discretion gegen Franciska zu nahe zu treten. So groß auch seine Schuld war, so sollten diese beyden lieben Menschen ihn nicht durch die Brille des öffentlichen Gerichtes sehn, er wollte sich selbst in seiner Wahrheit vor ihnen stellen. Ihre Antworten waren ihm Beweise der Toleranz guter Menschen. Der Obriste überschickte ihm seine Papiere, deren er sich glücklicherweise bemächtigt hatte, aber was er ihm sonst noch meldete, gab ihm das Recht, alle Anhänglichkeit an Franciska zu zerreißen.

Dies entfernte ihn noch mehr von B. Er war wieder allein in der Welt, ohne nahen und also ohne bestimmten Zweck.

Es schien ihm die Erde so leer, so ausgestorben und wüste; alles um ihn her offen und unbeschränkt, und doch keine Aussicht. Das Leben dehnte sich vor ihm wie ein Meer, die Vergangenheit schwamm gleich einem zertrümmerten Schiffe darauf umher, und er selbst hielt sich nur aufrecht an der Furcht zu verhungern, wie der Gescheiterte an ein Bret. Ob eine günstige Welle ihn an ein Ufer werfen würde, wußte er nicht, und hoffen wollte er nicht, denn Hoffnung im Unglück ist Oel zum Feuer; Betäubung löscht die verzehrende Gluth.

Ohne zu wissen wohin, reiste Abilgard nur immer weiter. Die wenige Baarschaft, die er mitgenommen, ging zu Ende. Er sah sich also genöthigt, das Pferd zu verkaufen; er erhielt dafür 40 Louisd'or. Man werde nicht ungerecht gegen ihn, als ob er fremdes Eigenthum verkaufe. Abilgard durfte das Pferd als das Seinige ansehn, denn er hatte in B.

zwey weit schönere zurückgelassen, die, wenn sie auch ein Geschenk des Fürsten waren, ihm doch rechtmäßig zukamen.

Wer so unvorbereitet eine Reise unternimmt, mit leichten Kleidern auf einen weiten Weg hinausgeworfen ist, wird, wenn ihn nichts früher festhält, sich bald genöthigt sehn, an einem Orte zu verweilen, um neue Bedeckungen anzuschaffen.

Abilgard blieb in dieser Absicht in D., der Hauptstadt eines kleinen aber freundlichen Landes, die durch ihre reinliche Heiterkeit einladend für ihn wurde. Er hatte für die Befriedigung seiner Bedürfnisse gesorgt; und da er hier niemanden kannte, so suchte er Unterhaltung, Zerstreuung und Ruhe in der schönen Natur, die diesen Ort umgab, und deren Reize durch die Kunst erhöht wurden. Seine Stimmung und der Zufall führten ihn bald nach dem Kirchhof, der vielleicht in ganz Deutschland nicht schöner angetroffen wird. Am Eingange steht ein geschmackvolles Portal, drauf die Hoffnung, die sich auf einen Anker stützt, in den beyden Seitennischen zwey

Genien mit umgekehrter Fackel. Unter dem Thore liest man die Aufschrift: „Der Tod ist nur Veredlung sterblicher Natur." — Man tritt in einen einfachen viereckigen, ziemlich großen Platz, durch dessen Mitte eine Acacienallee geht. Neben den Gräbern gehört der Baum eigentlich hin, er ist bescheiden und anspruchslos, und doch scheint er bey dem sanften Wiegen seiner schönen Zweige ein stilles, inniges Leben in sich zu verbergen. Die Bäume standen in voller Blüthe; mit sprachlosen Empfindungen wanderte Abilgard unter ihnen. Feyerliche Stille herschte weit umher, eine sanfte, heitre Morgenluft wehte unhörbar vom klaren Himmel herab, und spielte nur mit den hohen Pappeln, die einzeln sich erheben. Ihm war als setzte sich die Erinnerung auf die Zweige der Acacien, und wiegte sich in die Vergangenheit hinüber, wo alle genossenen Lebensfreuden sie wie hier die Gräber umgaben.

„Regellos durch einander, sprach er zu sich selbst, erheben sich die kleinen Hügel, unter denen die gequälten Herzen nicht mehr schla-

gen, wo die Augen nicht mehr weinen, und keine Blüthe der Hoffnung und heiliger Liebe mehr vom Sturme des Schicksals entblättert wird. Hier ist Ruhe. Ende aller Qual. Im Grabe haben alle Wunden ausgeblutet: es ist Ruhe, tiefe, tiefe, stille Ruhe. Viele Blumen blühen über den Gräbern, die Nachweinenden haben sie hier gepflanzt, und manche Gattin, manche gute Tochter, Vater und Sohn befeuchten den Boden mit ihren Thränen, — und die Blumen blühen frischer, aber der Todte kömmt nicht wieder. Jeden Frühling blühen die Blumen von neuem; der Todte kömmt nicht wieder. Die Trauernden kommen oft, und rufen seinen Namen; ein Schauer der Ahndung durchbebt sie, die Seele schwingt sich auf, und sucht den Begrabenen. Wo ist er? „Hier ruht seine Asche!" Wo ist sein Herz? „Es zerfiel in Staub, und schlägt nicht mehr." — — Alle Stürme verwehen hier. Keine Leidenschaft, keine Liebe, kein Haß, kein Unglück bewegt mehr die zerfallenen Nerven. Kein warmer Blutstropfen rollt mehr durch die versteinten

Adern. Das Gauckelspiel, das uns im Schmerz des Lebens wach erhielt, ist aus, hier ist nichts als Ruhe! Armer unglücklicher Mensch, warum mußten deine Schmerzen so fürchterlich beginnen, um hier so still zu enden? Und du — Glücklicher! welche Seligkeit erfüllte deine Brust, glühte in deinem Auge, die hier im Grabe nicht erlosch? — — Wir Zurückgebliebenen, die wir die Hände ringen, und vor Schmerzen vergehen würden, wenn wir nicht hoffen dürften; — oder die wir im stolzen Glück über den Armen hinwegsehn, der sein Brod mit Thränen ißt, in dessen nasses Auge die Nacht keinen Schlaf bringt; wir alle — Leidende und Frohe, warum werfen wir nicht den Schleyer von uns, und kommen hierher, wo der Nebel zerfließt; wo der Purpur und des Bettlers Lumpen gleich theuer bezahlt werden; wo mit der zernagten Brust alle Empfindungen, mit dem morschen Gehirn alle Gedanken, zerfallen? — Warum säumen wir eine Last loszuwerden, die uns alle drückt? Unter diesen kleinen Hügeln wird das große Gewicht unsrer Leiden so leicht!"

„Und wenn es einen Ausgang aus den dunkeln Wohnungen giebt, wenn ein schöneres Morgenroth uns jenseits in Empfang zu nehmen verspricht, — in unsre Heimat, in die Wohnungen der Wahrheit, Schönheit und Tugend führt; was kann uns abhalten ein Leben zu verlassen, wo die Laster herrschen, wo Häßlichkeit und Irrthum das widerliche Spiel treiben.“

Mit dem Bewußtseyn, daß er das traurige Leben enden könne, sobald er wolle, verließ er den Kirchhof, und setzte bald seine Reise weiter fort. Es fehlte viel, daß ihm jetzt noch hätte zu Muthe seyn sollen, als eröffne sich ihm mit jedem Schritt eine neue Welt. Die Zaubereyen der Unerfahrenheit waren vor ihm zerflossen. Viele Dörfer, manche Städte, allerley Menschen, denen er auf der Wanderung begegnete, schienen ihm zu einer andern Existenz zu gehören; es war nicht mehr alles im schönen blühenden Zusammenhange, wie uns Jugend und Liebe die Dinge geben. Noch war er selbst nicht anders geworden, noch fühlte er, wie schmerzhaft es sey, mitten unter Menschen allein zu seyn, im angebauten Lande,

in reichen Städten keinen Ort der Ruhe, keine wirksame Thätigkeit zu haben; er wußte, was ihm fehlte, und seine bisherigen Schicksale drangen ihm den Glauben auf, daß es ihm ewig fehlen würde. Was er auch beginnen konnte, alles führte zu einem lieblosen Daseyn. Eine weiche Schwermuth hatte ihn ergriffen, und machte es ihm fast unmöglich, einen verständigen Entschluß für die Zukunft zu fassen. Er dachte kaum daran, vielmehr überließ er sich ganz dem Zufall. Er vergaß, daß jeder etwas mit Kraft und Gewalt ergreifen und festhalten muß, wer nicht zu Grunde gehen will; seine Nüchternheit nach dem Rausche ließ ihn so leer, daß ihn die ganze Welt nicht erfüllen konnte. Er fand es nicht der Mühe werth, irgend etwas ernsthaft anzufangen, und mit Treue zu vollenden. Die einzig Glücklichen, wahrhaft Weisen, schienen ihm die Leichtsinnigen zu seyn. Er glaubte daher sich selbst anklagen zu müssen, daß er mit so schwerem Gepäck von Ernst seine Reise durchs Leben unbequem mache.

Weiter und weiter ging er auf der Straße

fort. „Wohin?“ fragte er sich bisweilen, und unwillig warf er die Frage fort, als sey nichts thörichter in der Welt, als nach Einem bestimmten Ziel zu streben, da alle, welche dem Menschen offen stehn, noch nicht fähig sind, sein unendliches Verlangen zu befriedigen. Sein Trost in diesem verlaßnen Zustande war, daß er sich dem Schicksal ergeben konnte. Er hatte Vertrauen zu ihm, und bildete sich ein, auch — Liebe. Einst saß er am Abend auf einem Hügel und sah dem Untergang der Sonne zu; — auch diese Freude hatten ihm die Menschen verbittert, sie schien ihm ein Rendezvous für Mathildens und Corinella's Gedanken; — aber das Abendroth entwickelte sich groß und unbekümmert um ihn, es erschien ihm als ein Bild des Schicksals, und ward ihm ehrwürdig. Die Winde jagten Wolken in die dunkle Gluth, und wie mit Licht getränkt, wurden sie wieder am weiten Himmel hinausgestoßen. Da ward ihm zu Muthe als nehme er aus seinem Innersten jede Willkühr, jedes vermeßne Streben, und würfe es wie eine Wolke in das Feuer der

Sonne. Seine Phantasie ward angespannt, er glaubte leises Geflüster um sich zu hören, und die Wolken schienen sich nach abgemessenem Takt zu bewegen; er horchte wie auf Geistersprache, und der Wind, der hohl durch eine waldigte Felskluft sauste, klang, wie wenn eine dumpfe Sprache: „Dulde!“ sagte.

„Dulde!“ wiederholte Abilgard, stand auf, und wie vom Froste geschüttelt wankte er schüchtern einem Nachtquartier zu.

Er erkundigte sich bey den Vorübergehenden, in welcher Gegend er sich befände, und war nicht wenig überrascht, als er erfuhr, daß er sich dicht vor Leipzig befände. Es war gegen acht Uhr Abends, und die Thorwächter, die ihn für einen Spaziergänger hielten, ließen ihn ohne Aufhalten passiren.

Um die innern Thore von Leipzig winden sich heitre Promenaden; der Abend war warm, und jetzt grade, während der Messe, bewegten sich eine Menge Menschen auf den Spaziergängen. Die bunte Mannichfaltigkeit der Gestalten in der Dämmerung gewährte den angenehmsten Reiz. Das chaotische Ge-

wühl, das durch die graue Nacht rauschte, war unserm Vagabunden sehr willkommen; mit einem eignen behaglichen Gefühl konnte er sich unbemerkt unter sie mischen. Die Nacht löst die Ketten des Tages, die Gefangnen der Erde wandeln frey im Sternenlicht, nur sich selbst und ihrem Herzen folgend. Arm in Arm schleichen die Liebenden durch die Schatten, und, ihr Glück im Busen, löst sich ihnen das Räthsel der Welt." Sie leben und freuen sich, — sagte Abilgard — und darum sind sie klüger als du, der du eine Lücke fühlst und durch den Besitz einer Welt sie nicht erfüllen könntest!"

Ein kleiner Mann ging langsam an den Bäumen, und schien sich absichtlich von dem Haufen abzusondern. Seine Geberden hatten etwas Ausgezeichnetes, er fuhr oft heftig mit der Hand über die Stirne, drückte den Hut tiefer ins Gesicht, schlug die Arme übereinander, ging einige Schritte schnell, einige langsam, und stieß unverständliche Worte hervor, die eine innere leidenschaftliche Bewegung zu verrathen schienen.

Es wäre besser, wenn die vom Schicksal ungleich Begünstigten sich mit einander amalgamieren wollten; aber es ist nun einmal so, daß die Unglücklichen sich einander anziehen. Wie die Freymaurer erkennen sie sich bald an einem Worte, an einer Geberde, und ihr Geheimniß ersetzt ihnen den Mangel einer langen Bekanntschaft. Ihr Betragen ist daher dem Ungeweihten räthselhaft, vielleicht lächerlich; aber das Mißverstehn von andern verbindet sie nur sicherer. Abilgard näherte sich dem einsam wandernden Mann, ging einige Schritte dicht neben ihm, betrachtete ihn und unterließ nicht, ihm seine Aufmerksamkeit bemerklich zu machen. Der Fremde stand still, als wollte er die unbescheidene Neugierde vorübergehen lassen. Abilgard ließ sich nicht abweisen, auch er stand stille. Der Fremde kehrte um; Abilgard folgte ihm.

„Ich gebe nichts, sagte der andre, — ich habe kein Geld.“

Abilgard fühlte sich sehr gedemüthigt, daß man ihn für einen Bettler ansah; doch hielt er es mehr für eine Bestrafung seiner Zu-

dringlichkeit, und antwortete: „Wenn Sie kein Geld haben, so habe ich welches, und wenn Sie bedürftig sind, so will ich gern mit Ihnen theilen."

Der Fremde. Was soll das? Wen suchen Sie?

Abilgard. „Einen Menschen."

Der Fremde. „Da gehn ihrer genug."

Abilgard. „Sie sind sehr glücklich, wenn Sie glauben, daß man Menschen so haufenweise bey einander finden kann; bis jetzt sind sie mir noch sehr sparsam vorgekommen."

Der Fremde. „Sind Sie einer?"

Abilgard. „Ich suche einen."

Der Fremde. „Und wenn Sie ihn fänden, was würden Sie von ihm wollen?"

Abilgard. „Fürs erste nur eine Zurechtweisung, wie und wo ich als ein Reisender zu Fuß hier ein sicheres Nachtquartier erhalten könnte. Ich komme in diesem Augenblick an, und bin völlig fremd in hiesiger Stadt."

Der Fremde. „Haben Sie einen Paß?"

Abilgard. „Nein!“

Der Fremde. Da nimmt man Sie nirgend auf.“

Abilgard. „Das wäre hart, denn ich bin sehr müde, und unfähig die Nacht unter freyem Himmel zuzubringen. Ihre Stimme verrieth Theilnahme, ich bitte Sie, geben Sie mir einen Rath, wo ich Ruhe finden kann.“

Der Fremde. „Ich will Sie gerne nach einem Wirthshause führen, aber ich zweifle, daß man Sie aufnehmen wird. Von einem Fußgänger erwartet man nicht viel zu verdienen, und, außer den Kaufleuten, nehmen jetzt, während der Messe, die vielen Gauner und falschen Spieler so viel Raum ein, daß ein ehrlicher Mann selten Platz findet. Doch wollen wir einen Versuch machen.“

Sie gingen beyde durch die innern Thore in die Stadt. An sechs bis acht Wirthshäusern wies man sie ab. Der Fremde war unermüdet, für Abilgard zu sorgen, der sich wegen dieser Beschwerde entschuldigte.“

„Sie haben Vertrauen in mich gesetzt, sagte jener, und mir dadurch die gültigste Ver-

pflichtung aufgelegt, Ihre Erwartung zu erfüllen."

„Selten, antwortete Abilgard, denken die Menschen so edel, wiewohl es die natürlichste Gesinnung seyn sollte, daß derjenige, der etwas für den andern thun kann, sich für den Bereicherten halten sollte."

Der Fremde. „Junger Mann, Sie äußerten schon vorhin Mißtrauen in den Menschen; wenn es nicht Zudringlichkeit ist, zu fragen: reden Sie aus Erfahrung?"

Abilgard. „Sollte ich mich in Ihnen geirrt haben? Sollten Sie die Menschen nicht kennen, da Sie doch unglücklich zu seyn schienen? Ich gestehe Ihnen aufrichtig, ich hätte nicht den Muth gehabt, mich Ihnen zu nähern, hätte ich Sie für einen Günstling des Glücks gehalten."

Der Fremde. „Das ist sonderbar. Es ließe sich viel darüber sagen, wüßte ich Sie nur erst für diese Nacht in Sicherheit. — Wissen Sie? Eben fällt mir eine Wohnung bey einem Bürger ein, der Weg ist nur ein wenig weit, und Ihnen nicht zuzumuthen,

daß Sie ermüdet, vielleicht vergebens, den Gang machen. Wir stehn hier an dem Hôtel de Baviere, wo eine Farobank gehalten wird; ich will Sie einstweilen in das Spielzimmer bringen, dort können Sie sich ausruhen, bis ich zurückkehre und Bericht erstatte."

Der Fremde brachte Abilgarden in das Zimmer, wo gespielt wurde, und versprach bald wiederzukommen. Eine Menge seltsamer Physiognomien und Carrikaturen saßen um einen Tisch, auf den eine aus schwarz und roth zusammengesetzte Decke lag, ein großer Haufen des glänzendsten anlockenden Goldes war in der Mitte ausgebreitet, zu beyden Seiten setzten die Umstehenden zum Theil beträchtliche Summen auf die rothe oder schwarze Seite. Ein junger Herr, der eben an den Tisch trat, und eine ansehnliche Börse aus der Tasche zog, versicherte, er würde gerne mitspielen, wenn er eine Idee vom diesem Spiele hätte. Der Bauquier setzte dem jungen lernbegierigen Herrn sogleich die sehr leicht faßliche Pointe des Spiels auseinander. Dadurch wurde auch Abilgard über den Zusammenhang dessel-

ben unterrichtet. Es war ihm ein neues, wiewohl schauerliches Vergnügen, die verschiednen Gesichter der Pointeurs dabey zu beobachten, wie bald Hoffnung, bald Aerger, Verdruß, Angst und Verzweifelung sich in schnell wechselnden Zügen abbildeten. Bey einigen schien es, als ob ihr ganzes künftiges Schicksal jetzt zwischen der zufälligen Verschiedenheit zweyer Kartenreihen schwebe. Allgemein bemerkbar war die Begierde, dem unendlich wechselnden Zufall irgend ein Gesetz seiner Folge abzulauern. Die Spieler rechneten die möglichen Fälle aus, bauten auf die lächerlichsten Combinationen Gründe der Wahrscheinlichkeit, und staunten als wäre der Gang der Welt aus seinen Schranken getreten, wenn sie sich öfters in ihren Erwartungen getäuscht sahen.

Abilgard war seit einer Stunde Zuschauer dieses Spieles, und erwartete die Rückkehr des Mannes, der ausgegangen war ihm eine Wohnung zu miethen. Seine Ungeduld und das Beyspiel verleiteten ihn, einige Louisd'or zu wagen. Seine Farbe gewann, er ließ den

Gewinnst stehn, und gewann wieder. Das geht rasch, das Schicksal ist bald entschieden; denn mit jedem Gewinnst verdoppelt sich der Satz, wenn man ihn nicht einzieht. So geschah es, daß Abilgard, der mit zwey Louisd'or angefangen hatte, beym zwölftenmal die Bank sprengte, und sich im Besitz von viertausend und sechs und neunzig Louisd'or sah. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Ihm selbst kam die Sache lächerlich vor, doch war er gegen das Gewicht und den Glanz der Goldstücke nicht gleichgültig.

Sechzehntes Capitel.

Eine so schnelle Umänderung des Schicksals ist in der Wirklichkeit unglaublich, wie mehr nicht in Romanen, die ein weit enger begrenztes Feld der Wahrscheinlichkeit haben.

Der junge Mensch, den wir bisher in seiner Dürftigkeit begleiteten, und dessen unbedeutenden Schicksalen wir unsre Theilnahme nicht versagen konnten, weil ein bedeutendes Herz — denn was ist bedeutender als die heilige Innigkeit desselben? — sich durch jene gewichtlose Begebenheiten hindurchdrängen mußte; — Abilgard hätte selbst an seinem Glück gezweifelt, wenn er nicht durch drey Sinne, die gleichlautend dasselbe Zeugniß gaben, zum Glauben an dasselbe gezwungen wäre. Er fühlte die Schwere, hörte den Klang, und sah den Glanz des Goldes. Auch mußte er,

durch das Betragen der Umstehenden genöthigt, sogleich bemerken, wie er in der bürgerlichen Rangordnung höher hinaufgerückt sey. Er schloß sich an die Reihe der Reichen; — zu dieser Art von Adel hatte er das Diplom in Händen, während er ehemals nur durch die Lüge sich standesmäßig erhielt.

Der erste Augenblick, als das Glück, nach dem Tausende vergebens rennen, ihm so plötzlich unangemeldet in den Schoos fiel, und als ihn der Gedanke an Alles, was er jetzt erkaufen konnte, ergriff, war einem Blitz ähnlich, der in dunkler Nacht ein Pulvermagazin in Feuer und Freyheit setzt. Jeder heimliche, noch ungestandne Wunsch flog in die Luft und ward zu Licht. — Wir wünschen jedem Leser, daß er durch eigne Erfahrung eine Vorstellung von dem Zustande unsers Freundes erlangen möge. Die Dichter sind selten aufgelegt ihn zu schildern, weil sie ihn gewöhnlich — schon seit alten Zeiten her — nicht kennen.

Nach jenem glücklichen Zufalle wird wohl niemand bange seyn, wo der reichgewordne

Abilgard ein Nachtquártier für sich und sein Geld gefunden habe. Da sich von Spielern und Zuschauern alles, was im Zimmer war, um ihn herumdrängte und mit ihm sprechen wollte, da er einigen die Merkwürdigkeit erzählt hatte, daß er so eben erst angekommen, und nur hierher gerathen sey, weil ein gutmüthiger Mann, der Quartier zu suchen ausgegangen, ihn hierher gebracht; so erboten sich mehrere, sogleich ihr Logis mit ihm zu theilen. Unter Spielern war das Anerbieten verdächtig; das fühlte auch Abilgard, zugleich mit der Verlegenheit, wie er, ohne unhöflich zu seyn, es ablehnen könnte. Ein Officier, dessen edle Physionomie deutlicher als sein Kleid sagte, daß er ein Mann von Ehre sey, benachrichtigte ihn, daß er im Begriff sey abzureisen; seine Zimmer also, die er im Hôtel bewohnt habe, frey würden. Abilgard ging dankbar den Vorschlag ein, und entfernte sich bald darauf mit dem Officier.

Als beyde allein waren, sagte der Fremde: „Ich irre wohl nicht, wenn ich voraussetze, daß Sie heute zum erstenmal ein Geschäft

treiben, das selten von guten Folgen ist. Erlauben Sie daher einem Manne, dem die Erfahrung über das Seyn und Treiben mancherley Menschen Aufschluß gegeben, daß er die Bitte an Sie richte, nie wieder zu spielen. Ist die Summe, die Sie heute gewonnen haben, in Rücksicht Ihres übrigen Vermögens bedeutend, so können Sie sich vom Schicksal ohnehin für ausgesteuert und abgefunden ansehn; ist sie es aber auch nicht, so können Sie doch Ihren heutigen Gewinnst künftig einer humanern Hypothek, als dem Zufall im Spiele, anvertrauen."

„Ich sage Ihnen den verbindlichsten Dank, antwortete Abilgard, für Ihren Wink, und sehe ihn als einen ehrenvollen Beweis Ihres Zutrauens an. Es ist das erstemal, daß ich spiele; ich war arm, und kann mich, in Beziehung auf die Vergangenheit, jetzt reich nennen. Der Antheil, den Sie an einem Ihnen ganz Fremden nehmen, sagt mir deutlich, daß Sie ein edler Mann sind. Empfangen Sie daher von einem dankbaren Herzen

das Versprechen, daß ich nie wieder spielen werde."

„In der Ueberzeugung, daß Sie dies Versprechen erfüllen werden, sagte der Officier, versichere ich Sie, daß die Erinnerung an Ihre Bekanntschaft mir allemal ein wohlthätiges Gefühl erwecken wird. Und nun sehn Sie mich weiter nicht als einen Fremden an, und machen Sie mich ein wenig mit sich bekannt. Woher kommen Sie, und sind Sie nur Ihres Vergnügens wegen in Leipzig?"

Abilgard mußte sich gestehn, daß diese Frage nur Antheil, Achtung und Vertrauen, nicht aber, wie er lieber gewünscht hätte, Indiscretion zum Grunde habe. Die bessern Menschen haben selten etwas zu verbergen, darum kann es nie Beleidigung oder Unbescheidenheit seyn, wenn man von einem glaubt, er habe kein Geheimniß und könne seine Geschichte erzählen. Daß der Mann, der sich für Abilgard interessirte, auch gerne wissen wollte, welcher zufälligen Beziehungen er sich bey dem Andenken an ihn erinnern sollte, war eine Neugierde, wodurch sich Letzterer nur geehrt

finden mußte. Er wollte die Frage durch keine Unwahrheit beantworten, und doch konnte er auch nicht seine Geschichte so trocken hinerzählen, ohne zu besorgen, dadurch in den Augen eines Mannes zu verlieren, den zu achten er durch eine unwillkührliche innere Stimme sich genöthigt fühlte. Er hätte ihm viel mehr von sich sagen müssen, als die Bescheidenheit bey der ersten Bekanntschaft zu sagen erlaubt, wenn er sich verständlich und gehörig hätte erklären wollen. Der einzige Ausweg aus dieser Verlegenheit schien ihm eine allgemeine Aeußerung zu seyn, die Wahrheit enthielt, ohne die Wirklichkeit genauer zu bezeichnen.

„Ich bin ein verwaister Wanderer, sagte Abilgard, der da, wo er einmal zu Hause zu seyn glaubte, sich bald nur für einen Fremdling erkennen mußte, und der durch mancherley Schicksale, die sein Herz trafen, jetzt überzeugt ist, daß für ihn in keinem Winkel der Erde Ruhe wohnt; wohl aber Zerstreuung und Beschäftigung in ihrer weiten Ausdehnung in Länder und Welttheile zu finden hofft. Sie sehn also, daß Sie mir viel Zeit schenken

müßten, wenn ich Ihnen sagen sollte, woher ich komme und was mein Geschäft ist. In dieser Nacht hat sich alles mit mir geändert, da die Mittel zu meinem Zweck von diesem Augenblick an ganz andre werden müssen. Noch weiß ich selbst nicht, welche nächste Zukunft ich mir bereiten soll, denn die viertausend Louisd'or sind mir eine zu neue, ganz unerwartete Erscheinung."

„Brauchen werden Sie sie können, sagte der Officier, und wer sein Leben nicht aus dem alltäglichsten Gesichtspunkt ansieht, findet auch wohl eine schöne Gelegenheit, mit Verstand und Annehmlichkeit Geld anzubringen. Ein embarras des richesses ist immer der erträglichste. — Ist Reisen Ihre Lust, so thut mirs leid, daß ich schon diese Nacht fort muß; bey einer nähern Bekanntschaft hätten wir vielleicht in Gesellschaft unsre Neigung befriedigen können. Denn, um Ihnen auch etwas von mir zu sagen, ich liebe das Reisen. Sonderbar ist es, daß ein trauriges Geschäft mich seit einigen Jahren das zu thun zwingt,

wozu mich das Vergnügen selbst antreibt; ich suche — — —

Ein Bedienter des Officiers trat ins Zimmer und winkte seinem Herrn, dem er heimlich etwas zuflüsterte. Der Officier gerieth darüber in heftige Bewegung.

„Endlich! endlich! rief er freudig aus, — aber seyd ihr auch sicher, daß er es war?"

„Unfehlbar!" antwortete der Bediente.

„Ich muß Sie verlassen, sagte der Officier, indem er sich gegen Abilgard wandte, reise aber diese Nacht nicht fort, denn ich habe gefunden, was ich schon lange suche. Wählen Sie eins meiner Zimmer zu ihrem Gebrauch, ich lasse Ihnen diesen Bedienten zurück, der besorgen wird, was Sie bedürfen."

Er nahm Degen und Hut, und eilte fort. Der Bediente richtete den Befehl seines Herrn pünktlich aus, und Abilgard konnte ruhig und sicher zu Bette gehn.

Siebenzehntes Capitel.

Die Bekanntschaft mit dem Officier nahm für Abilgarden eine überraschende Wendung. Jener war ein Böhmischer Graf, der in einem der schönsten Kreise dieses Königreichs beträchtliche Güter besaß. Sein Vater hatte zwey Söhne gehabt, unter denen er der älteste war. Der jüngere Bruder hatte vor einigen Jahren ein bürgerliches Mädchen geliebt, und sich dadurch den Unwillen des Vaters zugezogen. Der junge, rasche, leidenschaftliche Graf hatte ohne die Einwilligung seines Vaters dennoch seine Geltebte zur Gattin machen wollen; der Vater aber, ein finstrer, ränkevoller Italiener, erkaufte einen niedrigen Menschen, der das Mädchen mit Gewalt entehrte, und dem verliebten Jüngling dadurch sein erträumtes Glück vernichtete. Aber der Beleidigte wußte sich

zu rächen. Er traf den gedungenen Bösewicht einst bey seinem Vater, und ermordete ihn zu dessen Füßen. Die Wuth verleitete ihn sogar, gegen seinen eignen Vater eine Pistole loszudrücken. Sie versagte, und der Alte rettete sich durch die Flucht; aber schon fliehend schwur er dem Sohne fürchterliche Rache. Die Gesetze hätten über den Todschläger abgesprochen, und die Schändlichkeit des Vaters unangetastet gelassen. Das wußte der Sohn, und verließ, von seinem theilnehmenden, bey dieser Geschichte tief leidenden Bruder unterstützt, das väterliche Haus und das Königreich. Unerkannt und unter einem fremden Namen hatte er in einer kleinen Stadt im Thüringer Walde eine Freystadt gefunden, während in Böhmen sein Name geächtet, und er als ein Mörder, durch die Betriebsamkeit seines eignen Vaters, für ehrlos und des Todes schuldig erkannt wurde. Die Geschichte, die man hier nicht näher bezeichnen will, lebt noch im Andenken vieler redlichen Männer in der östreichischen Monarchie. — Das unglückliche Mädchen verlor in der Verzweiflung

den Verstand. In der Verwirrung ihres Geistes war sie glücklich genug, den eigentlichen Grund ihres Elends, ihre Entehrung, zu vergessen. Ihre Liebe allein blieb ihr, und die Sehnsucht nach dem Geliebten. Sie hatte an dem Tage, als der Graf flüchtig wurde, ihm geschrieben, und ihn gebeten, nur noch einmal zu ihr zu kommen, damit sie ihr Unglück an seiner Brust ausweinen könne. — Unbekannt mit dem, was auf dem gräflichen Schlosse vorging, war sie, in der sichern Erwartung, er würde kommen, ihm eine Stunde weit entgegengegangen. Statt seiner fand sie einen Bothen, der ihr die Nachricht brachte, der Graf habe seinen Vater ermordet, und sey entflohen. Unmittelbar darauf verwirrten sich die Sinne des Mädchens. In stiller, tiefer Melancholie kam sie nach Hause.

„Er ist noch nicht da! sagte sie, er wird morgen kommen!“ drauf setzte sie sich ans Fenster und sah unverwandt nach den Wolken, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Nur wenn sie zu Tische ging, sagte sie: „Ich muß Kräfte sammeln, um ihm entgegenzu-

gehn.“ Außerdem war sie ganz stille, und antwortete auf keine Frage. Täglich um dieselbe Stunde ging sie auf dem Wege, woher sie ihn erwartete, bis an die Stelle, wo der Bothe ihr die traurige Nachricht gab. Dort stand sie einige Minuten, sah sich überall in der Gegend mit langsamer Bewegung der Augen um, und sagte: „Er ist noch nicht da, er wird morgen kommen.“ Dann kehrte sie zurück, und machte alles wie das erstemal. Wollte man sie von diesem Entgegengehn abhalten, so ward sie wüthend und konnte nur dadurch besänftigt werden, daß man ihr freyen Willen ließ. Acht Monate darauf gebahr sie eine Tochter, die ihr aber das Leben kostete. Einige Stunden vor dem Tode erlangte sie den Gebrauch des Verstandes wieder, und gab den Grafen als den Vater des Kindes an. Das kleine Mädchen war bald darauf in einer Nacht den Großeltern entwendet worden, und niemand wußte, wo es hingekommen war. Man vermuthete, der alte Graf hätte es umbringen lassen.

Im Thüringer Walde lebte seitdem der

junge Graf, von allen den Seinen abgesondert, und ohne selbst seinem edlen Bruder eine Nachricht von sich zu geben. Die Besorgniß für seine eigne Sicherheit, und für das Wohl seines Bruders, dem er nicht einer Gefahr aussetzen wollte, bestimmte ihn, funfzehn Jahre hindurch durchaus unbekannt zu leben. Unterdessen war der Vater gestorben, und der ältere Graf in den Besitz der Güter gekommen. Sein erstes Geschäft war, beym gütigen, menschenfreundlichen Kaiser Franz die Verzeihung seines Bruders auszuwirken. Er erlangte sie, und war seitdem unablässig bemüht, irgend eine Spur von dem Verbannten aufzufinden.

„Ich war endlich so glücklich, fuhr der Officier, der Abilgarden am andern Morgen diese Geschichte erzählte, in derselben fort, „den Aufenthalt meines Bruders zu erfahren. Ich eilte hin, hörte aber, daß er vor einiger Zeit mit einem jungen Mädchen von dort entflohen sey. Die Noth hatte ihn zum Dienen gezwungen. Es hieß, er sey mit einer Kammerjungfer seiner Herrschaft entlaufen.

Vor einigen Wochen wurde mir es wahrscheinlich, er sey in Leipzig. Ich eilte hierher, aber alle Mühe war vergebens; bis gestern Abend einer meiner Leute ihn hier im Hause gesehn haben wollte. Man war ihm von weiten gefolgt, ich selbst eilte noch in der Nacht hin, und fand ihn wirklich. Die vermeinte Kammerjungfer, die bey ihm war, ist seine Tochter, die er seit drey Monaten an einen edlen, aber unglücklichen Mann verheyrathet hat. — Kommen Sie mit mir, sagte der Graf zu Abilgard, und seyn Sie Zeuge meiner Freude, alle diese Menschen jetzt glücklich machen zu können."

Sie gingen hin. Ein junges reizendes Weib kam ihnen entgegen. Als sie Abilgarden erblickte, flog sie an seine Brust und umarmte ihn. Es war — Augusta. Sie führte ihn zu ihrem Vater, und Abilgard erkannte in ihm den Jäger der Baronesse; und sonderbar genug! — Augustens Gatte war der Mann, der den Abend vorher unserm Wandrer ein Nachtquartier hatte besorgen wollen.

Achtzehntes Capitel.

Augustens Vater versprach dem neugierigen Abilgard Aufschluß über alle Räthsel seines bisherigen Lebens. „Sie sollen, sagte er, ein leichtgesponnenes, jedoch innig verschlungenes zusammenhängendes Gewebe überschauen, worin Ihre Schicksale von Zufall und Absicht gemeinschaftlich geflochten wurden. Für Sie, und für jeden, dem Ihr Herz lieb, und Ihre Art zu denken interessant ist, wird die Uebersicht Ihrer bisherigen Schicksale und Wanderungen immer bedeutend seyn, wenn Sie auch auf den Lauf der großen Weltbegebenheiten nur sehr unwesentliche Beziehungen haben, und in sofern dem eigentlichen Historiker vielleicht unwichtig scheinen. Eine neue Erdart ist diesen Leuten ein Fund, die Beschreibung derselben füllt ganze Blätter ihrer

Annalen; ein neues Gemüth bleibt ihnen unbemerkt, oder wo sie von weitem die Glocken seines Tempels läuten hören, tadeln sie die Töne, ohne ein Organ für die Harmonie zu haben. Es geschieht nicht ohne Absicht, daß ich Ihnen dies sage: obgleich man vermuthen sollte, daß jedem seine eigne Geschichte wichtig seyn wird, so weiß ich doch aus Erfahrung, daß besonders junge Männer über die Unbedeutenheit ihrer Schicksale nur zu leicht klagen. Was unser Herz rührt, was unsre Seele, wenn auch nur auf Augenblicke, zu beschäftigen fähig ist, wird nicht, ohne Spur zurückzulassen, vorüber fliehen; es wirkt und greift nie in die Räder, welche das Uhrwerk des Menschengeschlechts treiben. Jede gute Empfindung, jeder wahre Gedanke ist ein würdiger Gottesdienst; wen aber die Götter zu ihrem Dienste auserwählten, der ist doch wohl in der Welt als bedeutend gezeichnet worden. Darum Muth, lieber Freund, es geht auf jeden Fall einem hohen Ziele entgegen."

„Was wollen Sie mir damit sagen?" fragte Abilgard.

„Aufschluß über das, was eigentlich keines Aufschlusses bedarf," antwortete der andre, „über das Aeußere ihrer durchlebten Begebenheiten. Das Aeußere ist viel, und flattert in der Luft wie der fliegende Sommer; allein es giebt eine geschickte Spinnerin, welche die feinen Fäden zusammendreht, und am Ende ein festes Gewebe wirkt. Es ist die liebende treue Psyche, die nur Flügel hat, um mit ihrem Gespinnste entfernte Sonnen zu verknupfen. Doch ist, was sie gebildet, ein Inneres, und der Aufschluß über das Aeußere ist auch ihr Werk. — —

Allein jetzt nichts davon, mein Freund, ein schöner Morgen, in einem ruhigen freundlichen Thale, mit meiner Familie durchlebt, wird mir die Stimmung geben, Ihnen eine Geschichte zu erzählen, wobey mein Herz oft aus alten Wunden bluten wird."

Die öffentlichen Vergnügungen der Meßzeit beschäftigten unsre Freunde einige Tage, ohne daß irgend etwas dabey gewonnen oder zu Stande gekommen wäre. Es ist auch nicht anders möglich: beym großen Handelsverkehr

kann man vor lauter Mitteln nicht zum Zweck kommen. Darum sind die reichsten Leute gewöhnlich die dümmsten, die unthätigsten und leblosen in der Welt.

Abilgard hatte sich ein Paar Reitpferde gekauft, und benutzte sie, um in den schönen Morgen die fruchtbaren Ebnen zu durchkreuzen. Die Nähe der Sonne befruchtet nicht nur die Felder, auch des Menschen Herz treibt tausend bunte Blumen der Fröhlichkeit. Mit Gesundheit in der Brust, und vollem Beutel, genießt man das Leben mit mehr Verstand und wahrhafter Oeconomie, (die jeden Moment mit thätigem Geiste benutzt,) als es Leute begreifen können, die in der dicken Luft und auf den öden Aeckern der stoischen Philosophie erzogen wurden. Wer ein Buch über die Moral und practische Weisheit prüfen will, sollte sich daher aufs Pferd setzen; und was in freyer Luft, im blühenden Felde ihm gefiele, das könnte er mit Sicherheit in sich aufnehmen. Einem Fürsten oder Hausvater wäre dabey noch anzurathen, dem Gefolge oder den Familiengliedern weit voranzuspren-

gen, damit er — wie der erste Mensch, ohne Vater und Mutter, nur durch die Sehnsucht der Liebe mit der übrigen Schöpfung verwandt, das Gute prüfen und das Beste behalten könne.

Abilgard ritt hinaus an einem heitern, warmen Morgen, nicht um ein fremdes Buch zu beurtheilen; er trug ein eignes Werk mit sich umher, und dringend nothwendig schien es ihm in seiner gegenwärtigen neuen Lage, die Güte desselben zu prüfen. Die erfrischende Luft, welche vom reinen, wolkenlosen Himmel herabwehte, und sanft durch die jungen Blätter der Bäume säuselte, drang mit süßer Erquickung durch seine Brust, und als er um sich sah, wie jeder Dunst, jeder Nebel, aus der Klarheit niedergeschlagen, auf die Erde sank, da wollte auch er Klarheit, Helle und Frischheit über den Boden hauchen, auf welchem er sein bisheriges Gedankensystem und seine Wünsche aufgebaut hatte. Jede Wolke der Täuschung, jeder Dunst der Eitelkeit, sollte wie Nebel zerfließen. Das Aggregat von Sentenzen und Meinungen, durch

Stimmung und Gefühl ihm angeflogen, das er so lange für seine Eigenthümlichkeit gehalten, weil es den Grundsätzen ähnlich auf seine Handlungen Einfluß gehabt, wollte er darum vor den Richterstuhl ruhiger Besonnenheit führen, und sich, wo möglich, ein besseres Wesen ersinnen. Jenes Aggregat, sein eignes Werk, das eben so stückweise und zufällig als manches Buch entstanden war, wollte er prüfen, und der heutige Morgen schien ihm würdig ein moralischer Geburtstag zu werden. Tausendmal überlegt der Mensch seine besten Ueberzeugungen; tausendmal glaubt er endlich einmal klug geworden zu seyn, und der nächste Augenblick hält ihm seinen Dünkel und seine Unwissenheit vor. Die große, noch immer unentschiedne und ewig unentscheidbare Frage über unsre Bestimmung auf Erden war es, die in einer Form, welche Abilgards individuelles Gefühl gebildet hatte, ihn auch heute beunruhigte; doch glaubte er sich grade an diesem Morgen, in seiner Centaurengestalt am fähigsten aufgelegt sie zu beantworten. Sein Reitknecht war weit hinter

ihm zurückgeblieben, und er konnte ungestört folgendes Selbstgespräch beginnen:

„Stunden und Jahre sind verflossen, in denen ich das Leben empfunden, und die Bedeutung desselben überdacht habe. Manche schöne Stimmung ist verklungen, von mancher Gedankenreihe ist nur die Erinnerung wie an einen Freund übrig geblieben. Durch so verschiedne, oft sich widersprechende Zustände des sterblichen Menschen bin ich durchgegangen, wer lehrt mich den Faden finden, an welchen die bunten Erscheinungen gereiht wurden? Ist es verständiger, dem allgemeinen Andrange von Außen nachzugeben, die Wirkungsart fremder Kräfte duldend und ruhig zu beobachten, weil wir nun einmal im Gebiete des Zufalls unsre Hütte aufgeschlagen, und wir der Gewalt, der wir uns unterworfen, gehorchen müssen? Oder sollen wir, mit unsrer beschränkten Kraft des Willens, nicht müde werden uns vergeblich an einem widerstrebenden Stoffe abzuarbeiten? Und ist es denn ausgemacht, ist es so wahr, als unsre Philosophen es behaupten, daß der Mensch

die Fähigkeit besitze, zu wählen, und sich selbst für irgend einen Zustand seines Wesens zu bestimmen? Wie, wenn seine ganze moralische Freyheit nichts weiter wäre, als der Umriß eines Bildes, das die schöpferische Einbildungskraft zur Belustigung der angefesselten Menschenkinder anlegte? Nichts als Poesie? Und nur so wahr, als Laokoon und Iphigenie wahr sind? Doch ja, er habe Freyheit, wie eng aber ist das Feld seiner Willkühr? Und er, mit seiner unendlichen Vielseitigkeit, findet im Universum kaum Platz für alle Kräfte seines klaren, unbestochenen Gemüths. Wo er sich erheben will über das Gemeine, muß er jede Größe von den Göttern unthätig und verdienstlos empfangen. Denn was unterscheidet die Menschen? Nicht ihr Wille, denn jeder will, was ihm das Beste dünkt; sondern die angebohrne Kraft, womit einer vor dem andern die daliegenden, sich ihm aufdringenden Gestalten der Welt deutlich aufsaßt und festhält, oder bildend das Empfangne ausspricht und darstellt. Jenes ist der ächte Verstand, der sich nicht erlernen

läßt, und den selbst niemand erahndet, wer ihn nicht hat; dieses existirt nur durch das Genie des Künstlers, das sich durch keine Schule, durch keinen Willen erwerben läßt."

„Und doch kann der Mensch fragen, was er zu thun habe, da das, was in seiner Macht steht, nicht der Rede werth ist. Was liegt daran, ob ein Narr den andern hinters Licht führt; oder ob ein Räuber dem andern das Geld aus der Tasche lockt? Aber ob der Geist Homers über die Erde wandelt, und den Sohn des Staubes mit den Flügeln des Genius in den Himmel erhebt, davon hängt zum Theil das Schicksal unsers ganzen Geschlechtes ab. Nur wage keiner den Geist geben zu wollen, der ihn nicht empfangen hat. Solch ein unglücklicher Dünkel hat alle Verschrobenheit unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse erzeugt. Wenn einst nur die Künstler für geadelt anerkannt seyn werden, wenn nur die Verständigen regieren, und jeder, der weder Talent noch Verstand hat, sich selbst zum Pöbel rechnet, ohne andre zu incommodiren, dann wird das Menschengeschlecht sich zu einer

ewigen Gesellschaft gebildet haben, und alle Revolutionen werden unmöglich seyn.

„Doch wie soll der Einzelne sich in dem Gedränge der Thorheiten, welche durch den verkehrten Haufen herbeygeführt wurden, aufrecht erhalten? Was soll er thun, um das zu retten, was ihm das Heiligste ist?"

„Und was ist ihm das Heiligste?" fuhr Abilgard nach einer langen Pause fort. Ist es die freundliche, rosenfarbne Ahndung seiner Jugend? Ist es sein Herz und seine Liebe? Oder ist es die klare Erkenntniß des Zweckmäßigen, nach welcher er in seinen Urtheilen billigt oder verwirft? „Es spricht es keiner aus, was nur im tiefen Gefühl angeschaut, nur im Geiste, nicht im Buchstaben erkannt wird. Die beste in Worten ausgedrückte Theorie über den Werth und die Würde des Menschen gleicht der marmornen Statue im Garten, die fest zwischen den leicht beweglichen Blättern der Bäume steht. Es ist allerdings eine menschliche, eine schöne Gestalt, aber ihr fehlt alles eigentliche Leben, das in den Bäumen aus der Wurzel in Stamm

LB Coburg

und Zweige dringt, und Blüthen, Früchte treibt."

Der junge Philosoph gefiel sich selbst in dieser Ansicht, aber er fühlte auch sehr bald, daß er damit für seinen Zweck nichts gewann, und keinen Schritt weiter kam. Er wollte wissen, was er jetzt in der Welt beginnen sollte, da er nun die Mittel zur Wirksamkeit in Händen hatte. Aber wenn er consequent seyn wollte, so mußte er gestehen, daß der Vorsatz, einen Plan für's Leben zu machen, eine thörigte Anmaßung sey. Wer nicht als Handlanger oder Tagelöhner für die Welt wirken mag, dem muß die Natur selbst durch irgend eine ausgezeichnete Fähigkeit ein Geschäft angewiesen haben. Ueber diesen Punkt aber konnte Abilgard nicht mit sich ins Reine kommen. Jede Wissenschaft, welcher er sich hätte widmen mögen, fand er mit so vielem unnützen fremdartigen Schutt verschlämmt, daß ihm alle Lust verging, sich damit abzugeben; und die Naturgeschichte, die er noch am meisten liebte, konnte ihn doch nur zu einem gewissen weichen Gefühl stimmen, ohne seinem unendlichen

Sehnen nach einer eignen, aus ihm selbst ausgehenden, in Liebe wieder zurückkehrenden Schöpfung ein Genüge zu leisten. Und so war er, nachdem er über zwey Stunden weiter geritten, und alles gegen einander abgewogen hatte, auf eben dem Punkte des Zweifels und der Besorgniß, über den er heute hinüber zu kommen gehofft hatte. Was er wirklich bey seiner Untersuchung an Klarheit und Bestimmtheit der Uebersicht gewonnen, gestand er sich nicht, weil er etwas Positives, ein selbstgebildetes Schicksal zu Stande zu bringen gehofft hatte.

Neunzehntes Capitel.

Der Zufall wollte, daß in dem Augenblick, da er bey sich das Leben und den Zweck desselben überlegte, ihm die Gedanken eines andern Menschen über einen ähnlichen Gegenstand zu Gesichte kamen. Er sah ein Papier auf der Straße liegen, das vielleicht blos deswegen, weil es neu und unzerrissen war, seine Neugierde reizte. Er stieg vom Pferde, hob es auf, las, und fand Dinge darin, die ihm ganz sonderbar und neu vorkamen. Wir setzen das Fragment hierher, weil wir glauben, daß es den Leser belustigen wird, und weil wir den Verfasser desselben zugleich benachrichtigen möchten, wo er das Originalpapier, wenn ihm daran gelegen, wieder bekommen kann.

„Ich habe die Höhe erstiegen, lieber „Eduard, athme reine Luft, und freue mich

„des fröhlichen Lebens, das leicht und warm „mein Blut durch die Adern treibt. Die „drückende Schwüle ist mit den dunkeln Wol„ken zerflossen, heiter und blau spannt sich „über mir der Himmel; wie unnennbar wohl„thuend ist der oft geängsteten Brust das „kühle Wehen des Abendwindes. Gute, all„segnende Mutter Natur, dein glücklicher „Sohn bringt dir fromm und gut Huldigung „in seiner wahrhaften Freude."

„Wie oft, mein Freund, hörst du mich „klagen; daß unsern erhabnen, moralischen, „religiösen — nenne sie wie du willst — Er„kenntnissen alles Leben fehle, daß sie schwe„bend ohne Haltung, von einem bloßen geo„metrischen Umriß umkleidet, in einen wohl „unendlichen aber leeren Raum zerflößen; daß „die ewig unbefriedigte Sehnsucht, die an „unserm Herzen nagt, umsonst sich bemühe, „Gestalt und Bild für das zu finden, was „dem Schwärmer in der Ahndung als Ent„zücken vorschwebte. Lieber, ich habe gefun„den, was die sittliche Resignation mir als „unerreichbar aufzugeben anrieth. In der

„Sinnenwelt ist mir der Vorhang zum Aller-
„heiligsten aufgegangen. Begreifst du das?
„Ich erröthe nicht dir zugestehn, daß der volle
„Busen, der üppige Wuchs eines schönen
„Mädchens mir würdiger der menschlichen Ge-
„sellschaft erscheint, als alle Moralprincipien
„unsrer Weisen. Komm her und siehe, wie
„ihr schwarzes Auge, voll Liebe und Glück
„glühend, in das meine hineinblickt! Fühle,
„wie die schwellende Brust ohne Schleyer,
„warm, heiß, der meinen entgegenwallt. Ach,
„im ungeschwächten Gefühl der Jugend und
„Gesundheit sind mir diese Gefühle so neu,
„so göttlich! O mein guter Eduard, nackt,
„nackt müßtest du den ganzen wunderbaren
„Bau ihrer Glieder, das schönste Ebenmaaß
„aller Theile, diese zarte, blendende Haut, die
„das bezaubernde Mädchen umkleidet — —
„Alles müßtest du sehn, wie ich es sehe, um
„zu verstehn, was ich endlich verstehn gelernt,
„— die wahre Bestimmung des Menschen:
„um einzusehn, wie ich mit jenen übersinnli-
„chen, oder vielmehr sinnlosen Grundsätzen
„nichts aufgegeben, und alles dafür einge-

„tauscht habe. An Kants Stelle hat von „meinem Herzen Nadinens Gestalt Besitz „genommen. Wie konnte es auch anders seyn? „Sie ist die schönste, reizendste Hetere, die „jemals von der schaffenden Natur hervorge„bracht wurde. — Ich danke meinem Schick„sale, daß es mich würdig erkannt hat, durch „einen Flug mich auf den Gipfel des Lebens „zu versetzen; daß es mich nicht erst in den „Armen einer empfindsamen Schwärmerin von „Stufe zu Stufe zur Aufklärung durch die „Sinne geführt. Nein! in einem einzigen „Augenblick hat es mir das volle Licht gege„ben, und grade das Freudenmädchen mußte „es seyn, das mich lehrte fröhlich und sicher „der reinen, vom Vorurtheil entkleideten Na„tur zu folgen. Möge doch die ganze christ„liche Welt die Hände über mich zusammen„schlagen. Die Arme des feurigen Mädchens „halten mich umschlungen, was kümmern mich „alle verdorrten Glieder der Philosophen!"

„Ich zünde die Lampe an, die mir Nachts „geleuchtet, wenn ich unter den Büchern die„ser kalten Männer mühsam nach Belehrung

„für Geist und Herz suchte. Die Lampe „brennt, es ist Nacht und ich komme vom „Mädchen. Was soll ich nun mit den Schrif„ten? Eduard, es ist nicht Metapher oder „Dichtung, es geschieht. Sieh, der ganze „Camin ist voll Bücher — ich verbrenne die „papierne Welt. Wie sie hell auflodert! So „hell hat sie noch nie geleuchtet, so reel noch „nie aufgeklärt! Jetzt wird die Kritik der „practischen Vernunft von der Flamme ergrif„fen, und, o des lieblichen Zaubers, Nadi„nens Bild, das über meinem Bette hängt, „scheint wie eine Göttergestalt in der Gluth „zu stehn. Ich kaufte das Bild im Anfange „unsrer Bekanntschaft, da ich sie noch wenig „gesprochen. Wie oft stand ich vor dem Bil„de, und winkte ihm freundlich, was ich ihr „nicht zu gestehn wagte. Ich kannte das „Glück nicht, und das Vorurtheil machte „mich schüchtern. Eduard, die Flamme will „verlöschen, schnell werfe ich Fichte's Bestim„mung des Menschen hinzu, und wieder sicht„bar wird mir die holde Göttin, sie scheint „in der Flamme sich zu bewegen, zu wandeln.

„Lieber, ich schreibe ein andermal; — denn „ich eile wieder zu Nadinen."

Abilgard legte wie erschrocken das Papier zusammen, und steckte es in seine Brieftasche. „Der Mann hatte Recht, sagte er, sein System auf die Landstraße hinzuwerfen, denn wem können solche Grundsätze willkommner seyn, als dem Landstreicher? Wehe dem Menschen, mit dem es so weit gekommen, daß er seinen Geist in den Dienst der Lüste giebt, und sich ein System der Ruchlosigkeit ersinnt, womit er sich und schwache Köpfe überlistet. Der Verfasser dieses Briefes scheint nicht ohne Verstand und Talent zu seyn. Warum mußte er solche göttliche Kräfte an Werken des Teufels üben."

Indessen konnte er sich nicht verhehlen, daß die lebhafte Schilderung weiblicher Reize ihn erwärmt hatte. So manche Erinnerung wurde wach, und er fühlte, daß Franciska's Bild noch immer in seinem Herzen lebte. Diese Stimmung wurde ihm bald gefährlich.

Denn er holte einen Wagen ein, der auf der Straße stand, und woran man ein zerbrochnes Rad auszubessern bemüht war. Eine schwarz gekleidete Dame, der dieser Wagen gehörte, hatte sich in einiger Entfernung von der Straße unter den Schatten einer Eiche ins Gras gesetzt, und erwartete die Reparatur der Equipage. Die Gestalt zog Abilgards Aufmerksamkeit auf sich; der Wunsch, sie näher zu sehn, war zu natürlich, als daß er ihn hätte unterdrücken mögen. Er ließ sich mit dem Postillion in ein Gespräch ein, und dieser berichtete ihm, daß er schon beynahe eine Stunde auf die Rückkehr eines Bedienten warte, welcher ins entfernte Dorf geeilt wäre, um einen Schmidt zu holen. Er selbst habe die wilden Pferde nicht allein lassen dürfen. Abilgard befahl sogleich seinem Reitknechte, ins Dorf zu sprengen, um Leute und Instrumente herbeyzuholen. Er stieg selbst vom Pferde, damit der Schmidt desto schneller ankommen möchte. Sein Befehl wurde vollzogen. Die Dame, welche nahe genug war, um alles mit anzuhören, stand auf und näherte sich dem

artigen Fremden, der bey ihrem Unfall so besorgt schien. Abilgard ging ihr auf halbem Wege entgegen, und bezeigte seine Theilnahme in den höflichsten Reden. Die Dame war wunderschön. Sie dankte ihm freundlich, und gestand, daß seine Hülfe ihr um so erwünschter wäre, da ihr bereits die Zeit beym vergeblichen Warten anfing lange zu dauern. Eine reizendere Aufforderung zum Zeitvertreibe konnte es nicht geben. Eine große Junonische Gestalt, deren voller üppiger Körper schon fähig war die Sinne zu berücken, auch wenn der Kopf, der auf den blendenden Schultern ruhte, weniger schön gewesen, verbunden mit einer angenehmen Lebhaftigkeit des Geistes, die sich in den großen blauen Augen, und dem feinsten Mienenspiel verrieth, — was bedurfte es mehr, um einem jungen lebendigen Manne die lieblichste Aufklärung über seine Bestimmung zu geben. Es ließ sich leicht mit ihr sprechen, denn sie verstand in der Unterhaltung über den gegenwärtigen Zufall jede leise Anspielung auf ein allgemeineres Interesse, und erwiederte jeden Scherz in den fein-

sten Wendungen. So klar, groß und offen wie ihre Augen, schien ihre Seele, die sich weder hinter Ziererey, noch Heimlichkeiten versteckte. Sie erzählte, daß sie Wittwe sey, obgleich sie nie verheyrathet gewesen, denn ihr Mann sey wenige Stunden nach der Trauung am Schlage gestorben. Sie hätte ihren Mann geachtet, aber nicht geliebt, und nur dem Wünsche ihrer Eltern gefolgt, indem sie eine andre Neigung ihres Herzens unterdrückt, und diesem Manne ihre Hand gegeben habe. — „Ehe die Welt uns, sagte sie, über unser wahres Verhältniß aufklärt, glauben wir im väterlichen Hause eine schöne Pflicht zu erfüllen, wenn wir unsre natürlichen Vormünder für uns wählen lassen, und vergessen dabey, daß nur die Neigung unsers Herzens einen Bund heiligen kann, der ohnedem das erste Recht des Menschen, seine Unabhängigkeit, aufs Leben zerstört. Der Zufall hat meine erste Unbesonnenheit unschädlich gemacht, und ich danke den Göttern, daß ich jetzt richtiger denken gelernt."

Es mag immer ein wenig Coquetterie zu

verrathen scheinen, solche Gesinnung bey der ersten Bekanntschaft mit einem jungen Manne zu äußern; das sollte aber niemanden abhalten, dieselbe für wahr und ehrwürdig zu erkennen. Und wenn es wirklich Absicht gewesen, durch diese Grundsätze zu gefallen, war denn der Wunsch nicht sehr verzeihlich, die Artigkeit eines Mannes dadurch zu belohnen, daß man ihm zeigte, er habe sie keinem gewöhnlichen Weibe erwiesen?

Der Schmidt war angelangt und erklärte, daß die Reparatur, wenn sie dauerhaft seyn sollte, mehrere Stunden Arbeit erfordern würde. Wollte man aber nicht schnell fahren, so könnte er so weit helfen, daß die Verbesserung bis zur nächsten Station halten sollte. Die Gräfin nahm den letzten Vorschlag an, und Abilgard bat um die Erlaubniß, sie bis zum Posthause begleiten zu dürfen, um im Nothfall bey der Hand zu seyn. Seine Bitte wurde ihm gewährt.

Er ritt neben dem Wagen der Dame, die ihn mit der Erzählung ihrer Reise nach Leipzig, ihren dortigen Zerstreuungen, und man=

chem treffenden Urtheil über das Theater unterhielt. So langsam die Pferde auch zogen, die Zeit enteilte dennoch nur allzuschnell. Abilgard verhehlte seinen Unmuth darüber nicht. Aber wie groß war seine Freude, da sie im Posthause angelangt waren, und der Bediente nach einer Weile mit der Nachricht ins Zimmer trat, daß vor dem andern Mittag der Wagen nicht fertig seyn könne, indem die Axe ganz neu gemacht werden müßte. Er gab seine Freude darüber so deutlich zu erkennen, daß die Dame ihn der Schadenfreude beschuldigte.

„Gnädige Frau, sagte er, das Leben ist zu kurz, um lange Umstände drin zu dulden. Warum sollte ich es leugnen, daß mich dieser Zufall unendlich glücklich gemacht, indem er mir das Vergnügen gönnt, Sie länger zu sehn.“

„Es ist ihr Glück, antwortete die Gräfin, daß ich eine Französinn bin; ihre Landsmänninnen würden diese Raschheit weder verstehn, noch gut heißen. Mir ist sie nichts neues. Im Gegentheil gestehe ich Ihnen, daß Sie

mir gefallen, weil Sie in diesem Punkte kein Deutscher sind."

Abilgard wunderte sich, daß die Gräfin, als eine Französin, so fertig deutsch spräche. Sie belehrte ihn darüber, daß sie seit ihrem zwölften Jahre in Berlin mit ihren Eltern lebe, und weil sie einen Deutschen einmal geliebt, so habe sie mit Fleiß diese Sprache erlernt.

Die Freymüthigkeit, mit welcher die Gräfin von der Liebe und zärtlichen Verhältnissen sprach, flößte dem sonst furchtsamen Abilgard Muth ein. Beym tête à tête an der Tafel unterließ er nicht, jede Veranlassung zu benutzen, wo er ihre schöne weiche Hand küssen durfte; oft fühlte er dabey einen leisen Druck. Er glaubte indessen noch nicht, daß es möglich sey, so rasch in der Liebe fortzufliegen. Alle seine vorigen Liebschaften hatten, bis zum Punkte der Erklärung, einen so ernsten, schwerfällig langsamen Gang genommen, daß er seine deutschen Ideen über die Nothwendigkeit dieses Ganges nicht so leicht ablegen konnte: obgleich der gefundene

Brief ihm in diesem Augenblick nicht so ruchlos mehr schien. Ja, er wagte endlich der Gräfin etwas von diesem Briefe zu sagen; und endlich sogar ihn ihr vorzulesen.

Die kleine Stadt, in welcher sich unsre Reisenden befanden, hat einen hübschen Spaziergang, den die Gräfin schon kannte. Nach dem Essen schlug sie Abilgarden, nach dessen Namen sie übrigens noch nicht gefragt hatte, eine Promenade dorthin vor. Er bot ihr seinen Arm, und war sehr vergnügt, als ihre Hand in der seinen ruhte. Der Tag war schön, und für empfängliche Herzen sehr einladend. Ein lichtes Wäldchen nahm die Spaziergänger in seine Frühlingsschatten auf. Außer einigen Matronen begegneten sie niemanden. Ohne grade müde zu seyn, setzten sie sich doch bald auf eine Rasenbank, wobey sie durch ein dichtes Gebüsch gegen die Sonnenhitze geschützt waren.

Abilgard begann eine lange Tirade, worin er zu erweisen suchte, daß die Liebe immer nur die Blüthe eines Augenblicks sey, daß alle Völker, die der Natur treuer geblieben als

wir, gewiß nicht so viel Umstände machen werden, als unsre Verschrobenheit uns als nothwendig vorbildet.

„Ihre Theorie, sagte die schöne Gräfin, scheint Ihnen noch sehr neu, weil Sie so viel Worte davon machen."

„Dürfte ich es auszuüben wagen?" fragte Abilgard.

„Warum nicht?" antwortete die Gräfin, „das Leben ist kurz."

Zwanzigstes und letztes Capitel.

Es giebt Augenblicke, die im Leben hell und glücklich, in der Geschichte aber sehr trocken sind. Wer sich streng an die historische Wahrheit zu halten verpflichtet ist, und eine angefangne Erzählung nothgedrungen vollenden will, hat daher immer böses Spiel, so lange er ernsthaft bleibt. Nichts kann ihn aus seiner Verlegenheit retten als ein Scherz, der wenigstens die Lacher auf seine Seite bringt.

Wir können nicht leugnen, daß der gefühlvolle, so fein fühlende Abilgard im letzten Capitel, ohne Vorbereitung und Motive, unerwartet für den Leser aus den Wolken auf die platte Erde fällt. Wer aber die Menschen, und den Gang, den ihre innern Schicksale nehmen, beobachtet hat, wird es wissen, daß das Erwachen aus einem Traume gewöhnlich sehr

plötzlich geschieht. Denn ist es nicht wahr: die Sinne fassen derb, wo die fromme Gesinnung den Menschen nur mit leisen Banden umwunden hat?

Die Gräfin, oder, welches zu vermuthen jedem frey steht, die Hetere Nadine war zu schön, als daß Abilgard sich die geringste Mühe zu widerstehn hätte geben sollen.

Man blieb noch den folgenden Tag in dem kleinen Städtchen, obgleich das Rad wieder laufen konnte, — und unterhielt sich auf die angenehmste Art. Abilgard schickte seinen Reitknecht nach Leipzig mit einem Billet an Augustens Vater.

„Ich werde so bald nicht wieder zurückkommen. Eine angenehme Bekanntschaft, die „mir der Zufall zugeführt, bestimmt mich auf „einige Tage, vielleicht Wochen, nach A — g „zu gehn. Schicken Sie mir 100 Louisd'or; „der Schlüssel zu meinem Schreibtisch folgt „hiebey. Haben Sie Muße, so schreiben Sie „mir und erfüllen Ihr Versprechen, Aufschluß „über meine Schicksale zu geben."

Abilgard.

Der Bothe kam den Mittag drauf nach A — g mit einem Briefe an Augusten; fand aber alles im Wirthshause in der größten Bestürzung und seinen Herrn nicht mehr. Ein unglücklicher Zufall hatte ihm das Leben genommen.

Abilgard war am vorigen Abend spät von der Gräfin gekommen, hatte sich nachdenkend über seine gehabten Freuden ermattet auf das Sopha geworfen, und war eingeschlafen, ohne seine Thüre zu verschließen.

In der Nacht kam mit einem großen Paket auf den Schultern ein Fußgänger in das Wirthshaus, der hier schon oft eingekehrt. Der müde Kellner hatte keine Lust ihn auf ein Zimmer zu begleiten, berichtete ihm aber, er würde die Nummer, in welcher er schon oft geschlafen, offen und ein zubereitetes Bette drin finden.

Der Mann war ein armseliger Buchhändler, welcher aus einer kleinen Stadt, mit den wenigen Verlagsartikeln, die er von dürftigen Autoren erhalten hatte, auf dem Rücken, — zur Messe wanderte. Zum Unglück für Abil-

gard, und in der That zum ärgerlichen Spas für seinen Biographen, hatte dieses litterarische Lastthier heute durch Wein und Bier sich eine menschliche Stimmung zu geben gesucht, war aber nur betrunken davon geworden. Er verfehlte das ihm angewiesene Zimmer, und kam unrichtig zu Abilgard.

Seiner papiernen Last müde, warf er sie mit plumper Gewalt von sich; das böse Schicksal wollte, daß sie Abilgarden geradezu auf den Kopf fiel, und ihn ohne weitere Umstände todt schlug.

Da der arme Pater in seinem ganzen Leben bescheiden gewesen, so war er es auch im Tode: kein Geschrey, nur ein tiefer Seufzer bezeichnete den Augenblick seines Hinscheidens. Erst am andern Morgen erblickte der Buchhändler den Menschen, den er in der Blüthe seines Lebens ermordet hatte. Erschreckt, und in der Angst, er würde auf der Messe seine Verlagsartikel nicht absetzen können, fing er an jämmerlich zu schreyen. Das ganze Haus kam bey dem Lärm herbey. Man fand den Todten, ohne daß sich die Ursache seines Todes

errathen ließ, denn der Ballen Maculatur war über seinen Kopf hinuntergefallen, und schon vom Buchhändler wieder zurechtgestellt worden.

Wir wollen dem Leser mit den gerichtlichen Untersuchungen, und dem Sectionsberichte keine lange Weile machen. Hin ist hin! Gott sey seiner armen Seele gnädig! Wir wollen für den Buchhändler beten.

Abilgards Biograph hofft in diesem letzten Capitel, Allen, denen daran gelegen, und vorzüglich den Recensenten, denen der Zweck dieses Buchs noch nicht klar geworden, hinlänglichen Aufschluß gegeben zu haben. Das unerwartete Ende, so wie das Lose der letzten Capitel, ist nicht Zufall, sondern völlig der Geschichte des Buchs gemäß. Wir bitten nur um eine Entschuldigung, und zwar nicht für uns, sondern für den Todtschläger. Im Dunkeln kann der unbedeutendste Mensch dem schlafenden Helden Ballast an den Kopf werfen, ohne daß er weiß, was er thut.

Sollte jedoch jemand dem wandernden Pater ein anderes Ende wünschen, so können

wir ihm zum Troste versichern, daß der ganze Mord nur eine poetische Fiction sey, und daß Abilgard vielleicht einmal vernünftiger wieder aufstehn, und anständiger sterben werde. Hier aber bleibt es immer neu und bemerkenswerth, daß der Held und das Buch zugleich am Buchhändler sterben.

E n d e.

LB Coburg

29. 10. 70
18. 11. 76

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindner, Friedrich Ludwig,

Wanderungen und Schicksale des Pater Abilgard

Bd.: Drittes und letztes Bdchn.

1800

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940771-5